



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„It’s not the color of the skin, it’s the color of the job’ -
Kommunikationsprozesse zwischen Geber- und Empfängerinstitutionen in
der Entwicklungsprojektfinanzierung“

Verfasserin

Rosmarie Grasgruber

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Internationale Entwicklung

Betreuer:

Dr. Hakan Gürses

Danksagung

Ich möchte hiermit allen, die mich in den letzten Jahren beim Zustandekommen dieser Arbeit inspirierten und mir zur Seite standen, meinen herzlichen Dank aussprechen.

Insbesondere danke ich meinem Diplomarbeitsbetreuer Dr. Hakan Gürses, der mich auf dieser akademischen Reise unterstützt hat und mich gleichzeitig meinen eigenen Weg gehen ließ.

Außerdem gebührt mein aufrichtiger Dank meinen Interviewpartnern in Mumbai und Hyderabad, die sich die Zeit genommen haben, um ihre jahrelange Erfahrung mit mir zu teilen. Besonders hervorheben möchte ich hier John D'Souza, von dem das Titelzitat: „It's not the color of the skin, it's the color of the job.“ stammt. Er war während meines Aufenthalts in Mumbai immer für mich da und hat mir sehr geholfen.

Weiters danke ich meinen Eltern Walter und Sigrid Grasgruber für ihre Geduld und ihre finanzielle sowie mentale Unterstützung während meiner Studienzeit.

Außerdem gilt mein Dank den unzähligen Menschen, die in informellen Gesprächen mehr zu dieser Arbeit beigetragen haben als ihnen vielleicht bewusst ist.

Abkürzungen und Akronyme

ADB	Asian Development Bank
AusAID	Australian Agency for International Development
AEI	Aide à l'Enfance de l'Inde (Luxemburg)
ASW	Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt Berlin
CED	Centre for Education and Documentation
CBO	Community Based Organization des CSA
CCO	Centre for Community Organisation des CSA
CIDA	Canadian International Development Agency
CS	Civil Society
CSA	Centre for Social Action (früher Caritas Mumbai)
CSO	Civil Society Organisation
CWS	Centre for World Solidarity
DFID UK	Department for International Development
EA	Entwicklungsarbeit (Ohne Beteiligung ausländischer Akteure)
EC	Europäische Kommission
EU	Europäische Union
EZA	Entwicklungszusammenarbeit
GTZ	Gesellschaft für technische Zusammenarbeit Deutschland
HIVOS	Humanist Institute for Cooperation in full
ISNAR	International Service for National Agricultural Research
Logframe	Logical Framework
NGO	Non Governmental Organisation/Nichtstaatliche Organisation
OECD	Organisation for Economic Cooperation and Development
ODA	Official Development Assistance
PCM	Project Cycle Managment
PD	Post-Development-Theorie
TF	Transdisziplinäre Forschung
US	United States
USAID	United States Agency for International Development
SIDA	Swedish International Development Agency
WB	World Bank/ Weltbank

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	7
1.1	Fragen und Struktur der vorliegenden Arbeit.....	12
2	Hintergründe der Entwicklungszusammenarbeit.....	14
3	Transdisziplinärer Ansatz.....	16
3.1	Transdisziplinarität.....	16
4	Methode.....	18
5	Der Kommunikationsbegriff.....	21
6	Kommunikationsmodelle.....	21
6.1	Lineare Kommunikationsmodelle.....	21
6.2	Von der Linearität zum Multi-Step Modell.....	23
6.3	Kommunikation als Interaktionsbegriff.....	24
6.4	Kommunikation als ‚Mutual Understanding‘.....	25
6.5	Fünf Axiome menschlicher Kommunikation von Paul Watzlawick .	26
6.6	Friedemann Schulz von Thun.....	29
6.7	Interkulturelle Kommunikation aus einer kommunikationspsychologischen Perspektive	31
7	Development Communication	32
8	Von der Interkulturalität zur Transkulturalität.....	35
8.1	Der Kulturbegriff.....	35
8.2	Interkulturelle Kommunikation.....	39
8.2.1	Kulturdimensionen.....	42
8.3	Transkulturelle Kommunikation.....	45
8.3.1	Der Kommunikationsbegriff in der transkulturellen Kommunikationswissenschaft.....	45
8.3.2	Der Kulturbegriff in der transkulturellen Kommunikationswissenschaft.....	45
8.4	Zusammenfassung und Fazit.....	49
9	Kommunikationstheorie aus einer indischen Perspektive	51
9.1	Aktueller Stand der Forschung	51
9.2	Vielfalt als Grundlage einer indischen Perspektive	53
9.3	Binäres Denken.....	53
9.4	Unterschiede zwischen indischen und transkulturellen Ansätzen.....	54
9.5	Die Rolle der Sprache.....	56
10	Der Diskursbegriff.....	56
10.1	Diskursbegriff nach Foucault.....	56
10.2	Diskursbegriff nach Habermas.....	59
11	Zusammenfassung des Theorieteils.....	61
	Empirischer Teil.....	64
12	Die Interviewpartner.....	67
12.1	Centre for Education and Documentation (CED) - John D' Souza.....	67
12.2	Centre for Social Action (CSA) - Frater Rocky Banz und Frater Elias Gonsalves.....	68
12.3	Centre for World Solidarity (CWS) – M.V.Sastri aka Siddhartha.....	70
13	Entwicklungsdiskurse.....	71
13.1	Die Wurzeln des Entwicklungsbegriffs aus einer indischen Perspektive.....	72
13.2	Sprache und Wording.....	74
14	Non Governmental Organizations - der Aufstieg der Zivilgesellschaft	78
14.1	Beiträge aus den Interviews.....	81
14.1.1	Amerikanische und europäische Praxis im Vergleich.....	82

14.2 Inter- versus transkulturelle Perspektive	86
14.2.1 Interkulturelle Perspektive: ‚Machtdistanz‘	86
14.2.2 Transkulturelle Perspektive: ‚Machtdistanz‘	87
15 Zwischenmenschliche Beziehungen.....	90
15.1 Ergebnisse aus den Interviews.....	91
15.2 Inter- versus transkulturelle Perspektive.....	94
15.2.1 Interkulturelle Perspektive: ‚Individualistische versus kollektivistische Identität‘	94
15.2.2 Transkulturelle Perspektive: ‚Individualistische versus kollektivistische Identität‘	95
16 Projektanträge und Bürokratie.....	97
16.1 The Logical Framework & The Logical Framework Tools.....	98
16.1.1 Alternativen	102
16.2 Ergebnisse aus den Interviews.....	104
16.2.1 Der indische Staat als Geber.....	106
16.3 Inter- versus transkulturelle Perspektive.....	106
16.3.1 Arbeitsstile.....	106
16.3.2 Interkulturelle Perspektive: ‚Schriftlichkeit und Mündlichkeit‘	107
16.3.3 Transkulturelle Perspektive: ‚Schriftlichkeit und Mündlichkeit‘	108
17 Zeitmanagement.....	110
17.1 Ergebnisse aus den Interviews.....	110
17.2 Inter- versus transkulturelle Perspektive.....	112
17.2.1 Interkulturelle Perspektive: ‚Polychrones und monochrones Zeitverständnis‘	112
17.2.2 Transkulturelle Perspektive: ‚Polychrones und monochrones Zeitverständnis‘	113
18 Solidarisierung versus Wettbewerb.....	113
19 Explizite ‚Kulturalität‘ in Projekten	114
20 Post-Development-Theorie.....	116
20.1 Kulturbegriff der PD.....	119
20.2 Potenziale der Transkulturalität für PD.....	121
21 Conclusio.....	126
21.1 Grafik.....	126
21.2 Erläuterung der Grafik.....	127
21.3 Macht- und Kommunikationsstrukturen in der EZA	128
21.3.1 Inter- und transkulturelle Perspektive.....	131
21.3.2 Implikationen für die Post-Development-Theorie.....	135
22 Literaturverzeichnis.....	139
Internetressourcen.....	148
23 Zusammenfassung.....	151
Abstract.....	153
Curriculum Vitae.....	155

1 Einleitung

„Will man die Welt ändern, muß man die Art und Weise, wie Welt 'gemacht' wird, verändern. Das heißt, man muß die Weltsicht und die praktischen Operationen verändern, mit denen die Gruppen produziert und reproduziert werden.“ (Bourdieu, 1992, 152)

In den letzten Jahren wurden zahlreiche kritische Publikationen zur so genannten ‚Entwicklungshilfe‘, respektive der aktuellen Praxis der Entwicklungszusammenarbeit (EZA) auf den Markt gebracht. (z.B.: Easterly 2006; Edwards 1989; Chambers 2007; Rottenburg 2002; Esteva 1992; Sachs 1992; Escobar 1988 u.v.a.) Dabei werden meist die historisch gewachsenen Asymmetrien in der Machtverteilung kritisiert. Einige AutorInnen beziehen sich u.a. auf Kommunikationsprozesse innerhalb der Entwicklungszusammenarbeit, um dieses Machtgefälle zu illustrieren: sei es im Rahmen der an Foucault orientierten Diskursanalyse oder durch eine Kritik der so genannten *Development Tools* wie *Logical Framework*. Ihren Höhepunkt findet die Entwicklungskritik im theoretischen Konzept der Post-Development-Theorie (PD), die das vom ‚Westen‘ konstruierte Entwicklungsparadigma ablehnt. (vgl. Sachs, 1992, 1) PD lässt sich in einen „neo-populist approach“ (Ziai, 2004, 1045f) und einen „sceptical approach“ (ebd.) unterscheiden. Wie im weiteren Verlauf der Arbeit gezeigt werden wird, ist ein zentrales Element des neopopulistischen Ansatzes ein normativ besetzter Kulturbegriff. Positiv wird die ‚eigene‘ indigene, der lokalen Tradition entsprechende Kultur gewertet, negativ hingegen wird ‚der Westen‘ mit seinem auf Wachstum und Kapitalakkumulation ausgerichteten Wirtschaftssystem angesehen. Er wird dabei meist als Einheit wahrgenommen, die der so genannten *Third World* gegenübergestellt wird. (Esteva, 1992, 7f) Auch wenn aufgrund unterschiedlicher Auffassungen der PD-AutorInnen kein einheitlicher Kulturbegriff postuliert werden kann, lässt sich eine klare Unterscheidung zwischen der Kultur des ‚Nordens/Westens‘ und der des ‚Südens/Ostens‘ feststellen. Oft werden dabei ungleiche Machtverhältnisse in der Kommunikation thematisiert und im populistischen Ansatz mit einem statischen und wertenden Kulturverständnis verknüpft. Daraus entsteht ein reaktionär-populistisches Programm. (vgl. Ziai, 2004)

Unter anderem deshalb erscheint mir eine differenzierte Auseinandersetzung mit Machtverhältnissen in der Kommunikation in der EZA, die meist von Geber-Empfängerstrukturen gekennzeichnet ist, absolut notwendig. Nichtsdestoweniger gibt es

kaum wissenschaftliche Literatur zu Kommunikationssystemen in der EZA. Selbstverständlich gibt es Seminare für potenzielle EntwicklungshelferInnen, die die Fähigkeit vermitteln sollen, sich in interkulturellen Begegnungen zurecht zu finden. Mit den Strukturen und Rahmenbedingungen für Kommunikation befasst man sich aus interkultureller Perspektive jedoch wenig. Eine der wenigen AutorInnen, die sich im deutschsprachigen Raum mit Kommunikation in der Entwicklungszusammenarbeit beschäftigt hat, ist Margret Steixner.

Es ist vor allem die *Development Communication*, die in der Vergangenheit die Wissenschaften beschäftigt hat. Diese Disziplin konzentriert sich primär auf den Informationstransfer von Gebern zu Empfängern und verfolgte über lange Zeit ein lineares Kommunikationsverständnis. (vgl. Mefalopulos, 2008, 25) Die Effektivität von Kommunikation liegt allerdings nicht im Vermitteln von Entwicklungsbotschaften der Geber an die Empfänger, sondern darin, die betroffenen Menschen in den Zielländern in Entwicklungsprozesse einzubinden, ihre eigenen Bedürfnisse einzuschätzen und dementsprechend Prioritäten zu setzen. (Mda, 1993, 27) Hierfür bedarf es eines non-linearen Kommunikationsverständnisses, das durch das Partizipationsparadigma innerhalb des Entwicklungsdiskurses mittlerweile auch in die Disziplin der *Development Communication* Fuß gefasst hat. (vgl. Mefalopulos, 2008, 27) In der vorliegenden Arbeit soll gezeigt werden, dass ein solches Verständnis in den Strukturen der Projektantragstellung zu wenig berücksichtigt wird. Es folgt hier keine detaillierte Beschreibung über die einzelnen Schritte, die erfolgen müssen, wenn ein Antrag gestellt wird. Einen Überblick darüber findet man zum Beispiel in „Proposal Writing Simplified for NGOs in Developing Countries“ (vgl. fundsforngos.org) oder auf den Seiten der Geberinstitutionen. Das Prozedere in *funding relationships* zwischen Geberorganisationen des ‚Westens‘ und zivilgesellschaftlichen Empfängerorganisationen weist weltweit grundlegende Ähnlichkeiten auf. Ob es sich beim Geber um die EU, USAID, die Weltbank (WB), Swissaid oder NGOs wie Oxfam handelt, der Großteil der Kommunikation läuft über schriftliche Antragstellung, so genanntes *Proposal Writing*, ab. Dabei gibt es Standards und Bedingungen in Vorgangsweise und Sprache, die für die Bewilligung eines Projektantrags erfüllt werden müssen. In dieser Arbeit beziehe ich mich auf ebendiese Standards beziehungsweise Trends, die sich aus der Literatur und aus den Interviews erkennen ließen. Die Anforderungen an Projektanträge wurden in den letzten Jahren immer höher, was sich durch den verstärkten Wettbewerb zahlreicher NGOs um begrenzte Mittel erklären lässt.

Für kleine NGOs stellen die Bedingungen häufig ein Hindernis dar, an Unterstützung zu kommen. (vgl. fundsformgos.org) Selbstverständlich sind die Erkenntnisse dieser Arbeit nicht für alle Geber gültig, vor allem kleinere Geberorganisationen arbeiten anders und persönlicher als hier dargestellt wird, nichtsdestoweniger sollen diese Erkenntnisse alle in und mit EZA Beschäftigten zum Denken anregen.

Das Format der Anträge variiert von Geberinstitution zu Geberinstitution, jedoch sind die Informationen, die verlangt werden, und die zugrunde liegende Logik grundsätzlich dieselben. Der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit liegt auf der Wahrnehmung der Empfängerorganisationen von der bürokratischen Praxis, den Rahmenbedingungen auf zwischenmenschlicher Ebene, sowie des Entwicklungsdiskurses.

Unter dem Begriff ‚Geber‘ wird in der vorliegenden Arbeit lediglich Geldgeber und unter ‚Empfänger‘ Geldempfänger im Rahmen der *funding relationship* in EZA Projekten verstanden. Diese Klarstellung ist v.a. deshalb relevant, weil so genannte ‚Geber‘, von ‚Entwicklung‘ sowie ihren Diskursen und Praxen häufig mehr profitieren und ‚empfangen‘ als diejenigen, die als ‚Empfänger‘ bezeichnet werden. Die Begriffe können, wenn sie unreflektiert verwendet werden, ein Rollenverständnis implizieren, von dem ich mich mit dieser Erläuterung distanzieren möchte.

Obwohl in der vorliegenden Arbeit patriarchale Systeme nicht explizit analysiert werden, verzichte ich bei manchen Ausdrücken auf gegenderten Sprachgebrauch, um auf zugrunde liegende patriarchale Strukturen hinzuweisen. So schreibe ich nicht von GeberInnen, sondern von Gebern und auch nur selten von EmpfängerInnen, da viele Organisationen der Zivilgesellschaft, nicht nur in Indien, noch fest unter männlicher Führung stehen. Der Großteil des verwendeten Materials, vor allem im empirischen Teil der Arbeit, wurde aus dem Englischen übersetzt. In seltenen Fällen, in denen ich kein deutsches Äquivalent mit derselben Bedeutung und um es zu illustrieren: mit demselben *Spirit* fand, habe ich mich entschlossen, den englischen Ausdruck zu übernehmen und *kursiv* zu stellen. Andere Begriffe, deren Bedeutung unter Umständen nicht eindeutig ist, die ich aber nicht vermeiden kann oder will, werden unter einfache Anführungszeichen gestellt. Selbiges gilt für Termini *technici*. Ich bevorzuge in diesen Fällen einfache Anführungszeichen gegenüber doppelten, da durch diese Form der Kennzeichnung die Unterscheidung solcher Begriffe von wörtlichen Zitaten leichter fällt.

Trotz des Ungleichgewichts in der Machtverteilung, das in erster Linie auf finanziellen Abhängigkeiten beruht, wird im Entwicklungsdiskurs die Partnerschaftlichkeit im Sinne eines gleichberechtigten Verhältnisses betont. Kann die bürokratische Praxis dieser Rhetorik gerecht werden? Fiske betont, dass Kommunikation zentral für jede Form von Kultur ist. Ohne Kommunikation kann keine Kultur ent- oder bestehen. (vgl. Fiske, 1982, 2. Zitiert nach: Mda, 1993, 43) Kommunikation kann also nicht unabhängig von Kultur untersucht werden, und Kultur kann nicht unabhängig von Kommunikation untersucht werden. Transkulturelle Kommunikation ist ein neuer Theorieansatz, der Kommunikation nicht linear definiert, sondern explizit als Instrument zur Schaffung von Kultur versteht. Warum ist gerade dieses Feld für die Entwicklungsforschung spannend? Kommunikation passiert immer durch Symbole, auch Sprache ist ein Symbolsystem. Pierre Bourdieu zeigt in seiner Arbeit über symbolische Macht auf, wie diese durch Kommunikation Realitäten erschaffen kann:

„Symbolic power is a power to construct reality which tends to establish a gnoseological order; the immediate meaning (sense) of the world particularly of the social world) presupposes what Durkheim calls logical conformism, i.e. 'a homogeneous conception of time, space, number, and cause which makes agreement possible between intelligences'.” (Bourdieu, 1979, 79)

Ein homogenes Konzept von Zeit, Raum, Menge und Ursächlichkeit ist nicht universell fassbar, denn vor allem in diesen Bereichen gibt es Wahrnehmungsunterschiede, die unter anderem in den interkulturellen Kommunikationstheorien herausgearbeitet werden. Eines der zentralen Konzepte Pierre Bourdieus zeigt, dass Kommunikationsverhältnisse immer Machtverhältnisse sind, „which depend, in their form and content, on the material or symbolic power accumulated by the agents (or institutions) involved in those relations and which, like the gift or the potlatch, may enable them to accumulate symbolic power. It is as structured and structuring instruments of communication and knowledge that 'symbolic systems' fulfil their political function as instruments of domination (or, more precisely, of legitimation of domination).“ (Bourdieu, 1979, 80)

Haben sich in der EZA Kommunikationsstrukturen herausgebildet, die – folgen wir den Annahmen Bourdieus – die Macht der Geber repräsentieren und zu deren Machtakkumulation beitragen? Denn strukturierte und strukturierende Kommunikations- und Wissenssysteme erfüllen als ‚symbolische Systeme‘ ihre politische Funktion der Dominanz beziehungsweise der Legitimation von Dominanz.

Robert Chambers zitiert Rosalind Eyben, wenn er schreibt: „We have also moved on in seeing more clearly that procedures are linked with power and relationship and that acknowledging power and working on relationships are central issues in doing better in development.“ (Eyben 2004. Zitiert nach Chambers, 2007, 77)

Folgen wir den Ansätzen der transkulturellen Kommunikationstheorie und verabschieden uns von einem regional verankerten Kulturbegriff, können wir eine Kultur der Entwicklungszusammenarbeit mit eigenen sprachlichen und operativen Eigenheiten postulieren. Dieses Forschungsfeld erachte ich als sehr aufschlussreich und werde es daher gesondert betrachten. In Verbindung mit den Erkenntnissen Bourdieus können wir die Kultur der Entwicklungszusammenarbeit darauf untersuchen, inwiefern die bürokratische Praxis der Legitimation der Machtposition der Geberinstitutionen in der EZA dient. Basiert das vorherrschende Entwicklungsparadigma mit der dazugehörigen Praxis wirklich auf Kommunikationsstrukturen, die *empowern* sollen, oder dient es vielmehr dazu alte und neue Abhängigkeitsverhältnisse aufrecht zu erhalten? Charles Owusu schreibt: „If we deny or fail to recognize our power over local people and partners we would also fail to take steps to transform our power positively in terms of constructing equitable human relationships in our work.“ (Owusu, 2004, 115) Machtverhältnisse müssen daher vorbehaltlos ins Bewusstsein der AkteurInnen, sowohl auf Geber- als auch auf Empfängerseite, geholt werden. Dafür eignet sich eine Analyse der Kommunikationsprozesse.

AutorInnen, die man der Post-Development-Theorie zuschreiben kann (z.B.: Esteva, Sachs, Escobar, Shiva, Rahnema), lehnen den Entwicklungsbegriff und die dazugehörige Praxis komplett ab, andere wiederum kritisieren nur die vorherrschenden Strukturen. (Chambers, Hailey, Owusu u.a.) Ich gehe – wie auch meine Interviewpartner in Indien – von unterschiedlichen Definitionen des Entwicklungsbegriffs aus und konzentriere mich daher auf die Handlungsspielräume innerhalb der vorhandenen Strukturen, obgleich ich mir der Kritik an der EZA, vor allem in Form von Entwicklungsprojekten im Süden, aus einem politischen Blickwinkel bewusst bin.

Im Laufe der Arbeit hat sich meine Skepsis gegenüber der auf finanziellen Abhängigkeiten beruhenden Entwicklungszusammenarbeit noch weiter verstärkt. Ich plädiere nach Fertigstellung dieser Arbeit für mehr Bewusstheit im

zivilgesellschaftlichen Sektor für ebendiese Abhängigkeitsverhältnisse und deren politische Konsequenzen, sowie für mehr Aufmerksamkeit für die damit einhergehenden, enormen Einflussmöglichkeiten staatlicher Institutionen. NICHTstaatliche Akteure sollten weder von supranationalen Organisationen, noch von nationalen Institutionen aus dem jeweiligen In- oder Ausland abhängig sein. Die aktuelle Projektfinanzierungspraxis führt zur Illusion inhaltlicher Unabhängigkeit, da man sich ‚freiwillig‘ um finanzielle Unterstützung bemüht. Wie dagegen im Laufe der Arbeit gezeigt werden wird, ist diese inhaltliche Unabhängigkeit ein Trugschluss.

1.1 Fragen und Struktur der vorliegenden Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in einen Theorieteil und empirischen Teil, gefolgt von einer Diskussion der Post-Development-Theorie anhand transkultureller Annahmen.

Theorieteil

Am Beginn steht eine kurze Einführung in die Hintergründe der Entwicklungszusammenarbeit, wobei die Relevanz von Kommunikationsprozessen für die EZA erklärt und somit auch das Erkenntnisinteresse argumentiert wird. Nachdem der transdisziplinäre Zugang und die Methode erklärt wurden, wird ein Überblick über die gängigsten Kommunikationsmodelle und -theorien gegeben, wobei die westliche Wissenschaft das Feld dominiert und daher auch in der vorliegenden Analyse präsenter ist. Essenziell ist die Frage nach den Unterschieden zwischen transkultureller und interkultureller Kommunikation. Da in dieser Arbeit die Bedürfnisse indischer Organisationen in der Kommunikation mit westlichen Geberorganisationen ermittelt werden sollen, wird der Theorieteil mit Thesen aus einem traditionell indischen Kontext ergänzt. Wimal Dissanayake ist einer der wenigen Autoren, die sich explizit mit indischer Kommunikationstheorie beschäftigen. Auch VertreterInnen einer transkulturellen Kommunikationstheorie diskutieren seine Ansätze. Eine weitere Frage, die im Theorieteil beantwortet wird, ist, inwiefern Kommunikationsprozesse in der EZA von der Entwicklungsforschung bearbeitet werden. Zentraler Punkt der Arbeit ist das Thema der Machtasymmetrie in der Kommunikation und die Frage, wie sie in den Kommunikationstheorien behandelt wird. Neben den praxisbezogenen Theorien von Paul Watzlawick wird dieser Frage auch durch die Darstellung von Foucaults und Habermas' Diskursbegriffen nachgegangen.

Empirische Beispiele

In diesem Teil werden jene drei westindischen NGOs vorgestellt, mit deren Vertretern ich im Januar 2010 Interviews führte. Eine zentrale Frage des empirischen Teils ist: Wie gestalten sich Kommunikationsprozesse zwischen Gebern im ‚Westen‘ und Empfängern im ‚Osten‘¹? Welche Form der Kommunikationskultur hat sich herausgebildet, und wie werden die Rahmenbedingungen für Kommunikationsprozesse von Organisationen im ‚Osten‘ wahrgenommen? Aus den explorativen Interviews ging deutlich hervor, dass sich vor allem die Kommunikation in Finanzierungsprozessen oft schwierig gestaltet. Diese stehen daher im Mittelpunkt. Im Rahmen der Beantwortung dieser Fragen werden die Ergebnisse aus den Interviews anhand der im Theorieteil erläuterten Kulturdimensionen diskutiert. Die Auswahl der Kulturdimensionen erfolgte aufgrund der in den explorativen Interviews angesprochenen Themen. Begonnen wird mit der Diskussion der Kulturdimension ‚Machtdistanz‘ von Hofstede. Dem gegenübergestellt wird die transkulturelle Perspektive zum selben Thema. Grundsätzliche Frage dabei ist, welches Potenzial die der interkulturellen Kommunikationstheorie zuzurechnende Kulturdimension für die Analyse von Kommunikationsprozessen hat. Darauf folgend wird dieselbe Frage für den transkulturellen Ansatz gestellt und beantwortet. So konnte für beide Ansätze erarbeitet werden, inwieweit sie in der Praxis der Entwicklungsprojektfinanzierung Gültigkeit haben und zu welchen Schlussfolgerungen sie führen können. Dabei ständig präsent ist die Frage nach der Rolle ungleicher Machtverteilung und wie sich diese im Informationsaustausch widerspiegelt. Für die Analyse dessen orientiere ich mich am Diskursbegriff von Michel Foucault.

Post-Development-Theorie

Der letzte Teil der Arbeit widmet sich der Darstellung der Post-Development-Theorie. Hier wird das Kulturverständnis der PD aus einer transkulturellen Perspektive diskutiert und zu den Erkenntnissen aus den Interviews und der Literatur in Bezug gesetzt. Ein resümierendes Schlusswort bildet den Abschluss der Arbeit.

¹Osten steht hier für die Empfängerseite in Indien. Während der Interviews wurde ich, als ich von ‚Nord-Süd Beziehungen‘ sprach, von einem der Experten aufmerksam gemacht, dass ‚Osten‘ im Selbstverständnis der indischen NGOs bevorzugt wird.

2 Hintergründe der Entwicklungszusammenarbeit

Der linear gedachte Entwicklungsbegriff hat eine weiter zurück reichende Tradition als das in der Praxis der EZA für gewöhnlich angenommen wird. Im afro-europäischen Beziehungsraum finden wir zumindest seit dem frühen 19. Jahrhundert so genannte ‚Entwicklungsprojekte‘. Spätestens mit dem britischen ‚Colonial Development Act‘ von 1929 wurde ‚Entwicklung‘ auch formal Gegenstand kolonialer Politik. (vgl. Gomes; Hanak; Schicho, 2001, 118) Auch der sozialistische Gedanke einer planbaren Entwicklung prägte – zumindest bis 1989 – den Entwicklungsdiskurs.(vgl. Nuscheler, 2004, 28)

Die aus der Kolonialzeit entstandene Machtbeziehung zwischen ‚entwickelten‘ und ‚unterentwickelten‘ Gesellschaften charakterisiert die Zusammenarbeit. Diese asymmetrische Beziehung wird jedoch nicht ins Bewusstsein geholt, sondern von einer immanenten Partnerschaftsrhetorik systematisch geleugnet. (vgl. Rottenburg, 2002)

Die AkteurInnen des Nordens setzen ihre Weltsicht, ihre Technologien und ihre Vorstellung von Raum um. Die Mittel zur Finanzierung von ‚Entwicklung‘ werden durch den Norden kontrolliert. Handlungen werden oft von Eigeninteressen beeinflusst, zumindest in dem Sinn, dass die ‚Entwicklung‘ des Südens eine Verschlechterung des Lebensstandards im Norden verhindern soll. Die AkteurInnen und Zielgruppen des Südens setzen sich aktiv oder passiv gegen diese Praxis der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung zur Wehr. So paradox es für manche klingen mag, oft verstärkt ‚Entwicklung‘ das soziale und wirtschaftliche Ungleichgewicht in den Gesellschaften des Südens.

Development organizations operate on standardized procedures and rules. These rules and procedures determine the organization of the budgeting, planning, reporting, and policy making of an institution. They often reinforce existing power relations and are designed for control and upward accountability instead of participation and innovation (Chambers; Pettit, 2000, 139).

Zahlreiche Projekte funktionieren nur so lange, als *inputs* von Geberseite vorhanden sind. Für den Misserfolg von ‚Entwicklung‘ wurden lange Zeit neben natürlichen Gegebenheiten wie dem Klima oder Naturkatastrophen, die Zielgruppen - im Falle Afrikas eben die unterschiedlichen AkteurInnen in den afrikanischen Gesellschaften -

verantwortlich gemacht. Ihnen wurde Faulheit, mangelnde Intelligenz, Eigensinn, primitives Denken und Korruption vorgeworfen. Solche Einschätzungen trugen zwar nicht zur Lösung von Problemen bei, sagen aber bis heute viel über Vorurteile und rassistische Einstellungen auf Seiten der Geber aus.

Erst relativ spät wurden die ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen und die inhärente Asymmetrie der ‚Entwicklungshilfe‘ als mögliche Ursache für ein Scheitern der Entwicklungsarbeit gesehen. Die Folge aus dieser Erkenntnis war eine oberflächliche Korrektur des Diskurses: aus ‚Entwicklungshilfe‘ wurde ‚Entwicklungszusammenarbeit‘, aus kolonialen oder paternalen Beziehungen die ‚Partnerschaft‘. Der harte Kern von ‚Entwicklung‘ blieb dabei unverändert. (vgl. Gomes; Hanak; Schicho, 2001, 117f)

Das Gelingen beziehungsweise Scheitern von Entwicklungszusammenarbeit hängt vor allem in der Projektarbeit häufig von der Gestaltung kommunikativer Prozesse und von der kommunikativen Kompetenz der Beteiligten ab. (vgl. ebd) Das Hauptaugenmerk dieser Arbeit liegt auf der Institutionalisierung dieser kommunikativen Prozesse und der Frage, welche Rückschlüsse auf die Beziehungsebene zwischen Gebern und Empfängern gezogen werden können. Fraglich ist, inwiefern die individuelle kommunikative Kompetenz im Bereich der Entwicklungsprojektfinanzierung von Bedeutung ist.

Gomes, Hanak und Schicho postulieren:

“Am stärksten sichtbar wird dieser Widerspruch von Programm und Handeln dort, wo die Zusammenarbeit über weite interkulturelle Distanz stattfinden soll, also dann etwa, wenn ein österreichischer Entwicklungsarbeiter direkt mit afrikanischen Bauern zusammentrifft. Die Macht der ‚Geber‘ beruht vor allem auf der extrem ungleichen Verteilung der wirtschaftlichen Mittel und der Information; wir finden uns damit in der absurden Lage, dass ‚Entwicklungszusammenarbeit‘ zwar den Ausgleich der festgestellten Unterschiede zwischen Norden und Süden anstrebt, also eine ‚gerechte Verteilung der Güter‘ unter alle Mitglieder einer globalen Gesellschaft, dass die Praxis der EZA die Ungleichheit jedoch vergrößert bzw. sogar notwendig hat, um zu funktionieren.” (Gomes; Hanak; Schicho, 2001, 117f)

Der Rolle der zwischenmenschlichen Beziehungen widmet sich Kapitel 15 der Arbeit. Die Aussage der AutorInnen nämlich, dass der Widerspruch zwischen Programm und Handeln in der EZA besonders dort sichtbar wird, wo direkte Begegnung über weite interkulturelle Distanz stattfindet, muss im indischen Kontext differenziert betrachtet

und in Folge relativiert werden. Ausschlaggebend ist nicht die weite interkulturelle Distanz im Zusammentreffen, sondern die Funktion, die Akteure in einer solchen Situation einnehmen. Wie Gomes, Hanak und Schicho zurecht schreiben, ist es die unterschiedliche Verteilung der Ressourcen. Diese wird aber erst dann richtig heikel wenn die eine oder andere Form der Abhängigkeit besteht. In den Interviews stellte sich heraus, dass die direkte Begegnung mit Menschen unabhängig von ihrer geographischen Herkunft von Projektbeteiligten meist geschätzt wird. Der Gegensatz zwischen Programm und Handeln wird erst dann besonders deutlich, wenn eine große soziale bzw. ökonomische Distanz vorhanden ist. Ein Ergebnis, das transkulturellen Theorieansätzen entspricht.

3 Transdisziplinärer Ansatz

Inter- und transkulturelle Kommunikationstheorien sind umfassende wissenschaftliche Bereiche, denen sich entsprechend viele Wissenschaftsdisziplinen widmen. Maletzke (1996) erwähnt hier die Kulturanthropologie (die er in Ethnologie, Ethnographie, Völkerkunde, Sozialanthropologie und Ethno-Science unterteilt), die Psychologie, die Sozialpsychologie, die Kommunikationswissenschaft, die Linguistik, die Politologie, die Geschichtswissenschaften, die Kulturgeographie und die Wirtschaftswissenschaft. Aber auch die Philosophie und die Pädagogik dürfen nicht vergessen werden. Kommunikation in der Entwicklungsprojektplanung kann nicht innerhalb disziplinärer Grenzen untersucht werden. Eine rein psychologische Herangehensweise würde zu einer genau so lückenhaften Darstellung führen wie eine rein politikwissenschaftliche oder philosophische Analyse. Das Studium der Internationalen Entwicklung ist transdisziplinär angelegt. Daher soll auch die vorliegende Diplomarbeit diesem Charakter entsprechen.

3.1 Transdisziplinarität

Transdisziplinarität ist ein Begriff, der von verschiedenen Denkschulen unterschiedlich verwendet wird. Verwandte Begriffe sind Inter- und Multidisziplinarität. In den Sprachwissenschaften, in der Gender Forschung, aber auch in der Kunst bezeichnete der Terminus in der Vergangenheit primär die Verschmelzung von Disziplinen zum Zweck eines ganzheitlichen Ergebnisses.

Das Studium der Internationalen Entwicklung legt den Fokus auf ebendiese Hybridisierung der wissenschaftlichen Disziplinen. AutorInnen die sich in ihrer Auseinandersetzung mit dem Begriff der Transdisziplinarität in diesem Verständnis

auseinandergesetzt haben, sind unter anderem: Jantsch, Piaget, Luhmann, Mittelstraß, und Arlt. (vgl. Völker, 2003, 14f)

Die Definitionen der AutorInnen Jantsch und Piaget gehen bis in die 1970er Jahre zurück, wohingegen die Werke von Luhmann, Mittelstraß und Arlt zu den aktuelleren zählen.²

Mittelstraß formuliert die Unterschiede zur Interdisziplinarität wie folgt:

„Während wissenschaftliche Zusammenarbeit allgemein die Bereitschaft zur Kooperation in der Wissenschaft und Interdisziplinarität in der Regel in diesem Sinne eine konkrete Zusammenarbeit auf Zeit bedeutet, ist mit Transdisziplinarität gemeint, daß Kooperation zu einer andauernden, die fachlichen und disziplinären Orientierungen selbst verändernden wissenschaftssystematischen Ordnung führt. Dabei stellt sich Transdisziplinarität sowohl als eine Forschungs- und Arbeitsform der Wissenschaft dar, wo es darum geht, außerwissenschaftliche Probleme, z.B. [...] Umwelt-, Energie und Gesundheitsprobleme, zu lösen, als auch ein innerwissenschaftliches, die Ordnung des wissenschaftlichen Wissens und der wissenschaftlichen Forschung selbst betreffendes Prinzip.“ (Mittelstraß, 1993: 9f. Zitiert nach: Völker, 2003, 15)

Andere Denkschulen definieren Transdisziplinarität als partizipative Forschung. (vgl. Völker, 2003, 15f) Die schon von Mittelstraß in seine Definition integrierte Problembezogenheit bleibt erhalten und wird um den Anspruch der Praxisbezogenheit erweitert. Stimmen aller Betroffenen sollen in wissenschaftliche Aktivitäten zur Problemlösung integriert werden. In weiterer Folge sollen die wissenschaftlichen Erkenntnisse wieder an die Betroffenen weitergegeben werden, um in die praktischen Aktivitäten zur Problemlösung einfließen zu können. Td-net ist ein Projekt der Schweizer Akademie der Wissenschaften und widmet sich ausschließlich der transdisziplinären Forschung (im Folgenden: TF). Ihr Ansatz wird vor allem in der Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung übernommen, breitet sich jedoch auch auf andere wissenschaftliche Bereiche aus. Im Projekt wird in der Definition des Begriffs ‚Transdisziplinarität‘ auf Pohl und Hirsch Hadorn verwiesen. (vgl. Td-Net, o.J.) Die vorliegende Arbeit versucht, die Ansprüche einer transdisziplinären Herangehensweise, wie sie von Pohl und Hirsch Hadorn verstanden wird, nach Möglichkeit zu erfüllen. „Der Ausgangspunkt der TF ist ein gesellschaftlich relevantes Problemfeld. Darin identifiziert, strukturiert, analysiert und bearbeitet die TF bestimmte Probleme derart,

² Eine Vertiefung in das Thema bietet der 2003 erschienene Band: „Transdisziplinarität, Bestandsaufnahme und Perspektiven“ von Frank Brand, Franz Schaller und Harald Völker.

dass sie

a) die Komplexität der Probleme erfasst

b) die Diversität von gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Sichtweisen der Probleme berücksichtigt

c) abstrahierende Wissenschaft und fallspezifische Relevanz des Wissens verbindet und

d) Wissen zu einer am Gemeinwohl orientierten praktischen Lösung der Probleme erarbeitet.

Die partizipative Forschung und die Zusammenarbeit von Disziplinen sind Mittel, um die Anforderungen a) bis d) im Forschungsprozess einzulösen.“ (Pohl; Hirsch Hadorn, 2006. Zitiert nach: Td-Net, o.J)

Der Ausgangspunkt dieser Arbeit ist die oft durchaus schwierige Kommunikation zwischen Geber – und Empfängerorganisationen. Die Komplexität der dabei entstehenden Schwierigkeiten soll erfasst werden. Unterschiedliche gesellschaftliche und wissenschaftliche Sichtweisen sind ein Kernpunkt der Arbeit, zumal sie nicht selten in der Kommunikation zu Missverständnissen führen. Theorie und Praxis werden verbunden, um in weiterer Folge Möglichkeiten einer Problemlösung aufzuzeigen. Dass gelungene Kommunikation, die gewöhnlich auf symmetrischen Kommunikationsakten basiert, zwischen AkteurInnen eines Entwicklungsprojekts dem Gemeinwohl dient, wird pragmatisch angenommen. Somit wäre das vierte Kriterium der Transdisziplinarität erfüllt.

4 Methode

Es handelt sich bei dieser Arbeit um eine qualitative Inhaltsanalyse von Experteninterviews und praxisrelevanter Literatur anhand bestehender Theoriekonzepte aus der transkulturellen und interkulturellen Kommunikationsforschung. Explorative Experteninterviews sollten den Interviewpartnern die Möglichkeit geben, in diesem noch kaum bekannten Forschungsfeld die Schwerpunkte zu setzen. (vgl. Honer, 1994, 623ff)

Die Interviews wurden im Rahmen eines Forschungsaufenthalts in Mumbai und Hyderabad im Januar 2010 durchgeführt. Die Interviewpartner wurden durch Online Recherchen und ein Inserat auf der Website Karmayog.org³ gefunden und telefonisch

³ Karmayog.org ist eine Online-NGO-Plattform, auf der über 15 000 NGOs in Indien und ungefähr 1000 NGOs in Mumbai registriert sind.

kontaktiert. Sofern sich herausstellte, dass die Gesprächspartner Erfahrung in der Kommunikation mit westlichen Organisationen hatten, wurden Interviewtermine vereinbart. Erster Gesprächspartner war John D' Souza vom Centre for Education and Documentation (CED), welches zur Basis meines Forschungsaufenthaltes wurde. John D' Souza war es auch, der mir M.V. Sastri vom Centre for World Solidarity (CWS) aufgrund dessen langjähriger Expertise in der EZA als Interviewpartner vorschlug. Ich bekam Gelegenheit, mit ihm bei einer Konferenz in Hyderabad zu sprechen. Außerdem wurden über Karmayog Frater Rocky Banz – ehemaliger Direktor vom Centre for Social Action (CSA), und Frater Elias Gonsalves – aktueller Direktor vom CSA kontaktiert. Neben den Interviews erhielt ich durch sie die Möglichkeit, die Projektarbeit des CSA genauer anzusehen. Bhupendra Madhiwalla ist Gründer und Leiter des Self-Help-Aid-Trusts. Während ich mit anderen Interviewpartnern im telefonischen Erstgespräch abklären konnte, ob sie mit westlichen Gebern in Kontakt stehen, kam es hier zu einem Missverständnis. Daher wurde ein Interviewtermin vereinbart, bei dem sich herausstellte, dass Bhupendra Madhiwalla lediglich im innerindischen Kontext arbeitet. Er blickt mit seinen 71 Jahren auf mehrere Dekaden Erfahrung in der Entwicklungsarbeit zurück und war daher für diesbezügliche Informationen hilfreich. Seine Beiträge fließen in die vorliegende Arbeit nur ergänzend ein.

Alle Interviewpartner, bis auf Bhupendra Madhiwalla, wurden zum Einstieg gefragt, was ihnen zu Kommunikationsprozessen mit Organisationen aus dem Westen spontan einfällt, wenn wir sowohl über mündliche, schriftliche als auch non-verbale Kommunikation sprechen. Daraus entstanden rege Gespräche, deren Verlauf größtenteils frei war. Fixpunkte waren die Frage nach Hindernissen in der Kommunikation und Empfehlungen für die zukünftige Praxis.. Nachdem sich rasch herausstellte, dass Kommunikation vor allem im Kontext der Finanzierung von Projekten passiert, habe ich nach dem ersten Interview mit John D' Souza die Fragestellung auf diese Finanzierungsprozesse beschränkt.

Die Dauer der Interviews hing vor allem von der Gesprächsfreudigkeit des Gegenübers ab. So sprach ich mit M.V. Sastri vier Stunden und mit Frater Rocky Banz eineinhalb Stunden. Die restlichen Gespräche dauerten ungefähr zwei Stunden. Aus den Interviews wurden die themenrelevanten Teile transkribiert und miteinander verglichen.

In einem informellen Gespräch mit Stefan Kerl, Kampagnen-Bereichsleiter in der entwicklungspolitischen Organisation Südwind in Wien und seit zwölf Jahren mit der Antragsstellung bei Geberinstitutionen vertraut, stellte sich heraus, dass seine Wahrnehmung der Rahmenbedingungen für Kommunikation in der EZA mit der indischen Interviewpartner Parallelen aufweist. Diese österreichische Perspektive ist für diese Arbeit von Relevanz, weshalb ich ihn um eine schriftliche Darstellung seiner Sichtweise gebeten und diese auch erhalten habe. Einige seiner Aussagen fließen in die Arbeit mit ein.

Ziel der Arbeit war,

- durch Interviews und Literaturrecherche die Wahrnehmung von Kommunikation zwischen Geberorganisationen im ‚Westen‘ und Empfängerorganisationen im ‚Osten‘ aus Empfängerperspektive zu erfassen und darzustellen;
- die Kommunikation zwischen Organisationen des ‚Westens‘ und Indiens auf ihr Funktionieren (gegenseitiges Verstehen) und auf Machtverhältnisse beziehungsweise deren Auswirkungen zu analysieren;
- den Ansatz der interkulturellen Kommunikationstheorie dem Ansatz der transkulturellen Kommunikationstheorie in der praktischen Anwendung gegenüberzustellen und die daraus erwachsenen Erkenntnisse im Kontext der Post-Development-Theorien zu diskutieren.

Zu diesem Zweck wurden, nach intensiver Auseinandersetzung mit Kommunikationskonzepten sowie der interkulturellen und transkulturellen Kommunikationstheorie, die Interviews zusammenfassend und strukturierend analysiert, wie es nach Mayring der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring, 2008: 18f) entspricht. Im ersten Schritt wurden die von den Interviewpartnern geschilderten Probleme in der Kommunikation herausgearbeitet und miteinander verglichen. Themen wie ‚zwischenmenschliche Kontakte‘, die sich in der Kulturdimension⁴ ‚Individuelle versus kollektive Identität‘ finden lassen, wurden in den Interviews angesprochen und daher diskutiert. Die Auswahl der Kulturdimension erfolgte also aufgrund der in den Interviews angesprochenen Themen. In der Bearbeitung wurde der Ansatz der Kulturdimensionen einer transkulturellen Perspektive gegenübergestellt. Um die Aussagen der Interviewpartner für die LeserInnen möglichst anschaulich darzustellen, habe ich diese im empirischen Teil oft wörtlich zitiert.

⁴ Über den Begriff ‚Kulturdimension‘ siehe: Seite 42 in der vorliegenden Arbeit.

5 Der Kommunikationsbegriff

„Wie bei vielen anderen Versuchen wissenschaftliche Begriffe zu definieren, gehen auch bei *Kommunikation* die Meinungen ziemlich weit auseinander“ (Strohner, 2006, 17) In dieser Arbeit handelt es sich um einen Kommunikationsbegriff, der Prozesse von Mitteilung, Austausch, Vergemeinschaftung und auch Interaktion einschließt. Voraussetzung für den Kommunikationsprozess sind zwei PartnerInnen: ein_e Sender_in, welche_r die Informationen übermittelt, und ein_e Empfänger_in, der/die die Nachricht aufnimmt. (vgl. Böhm, 2005, 366)

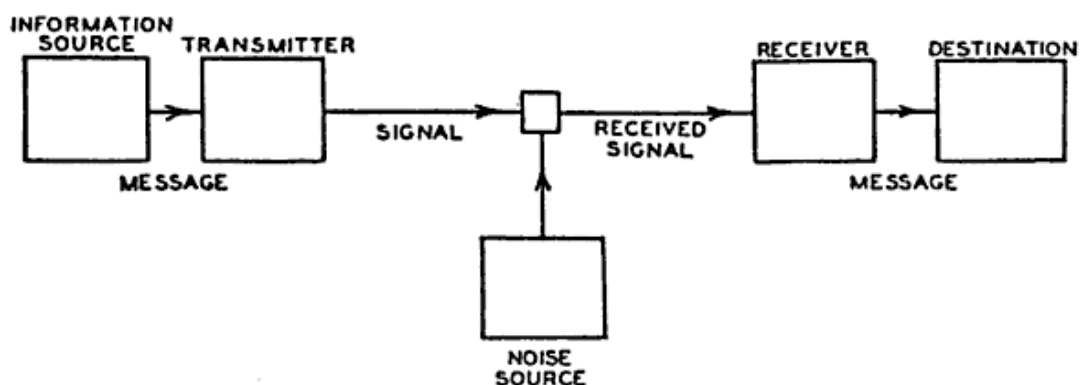
Kommunikation besteht aus einzelnen Mitteilungen. Ein wechselseitiger Ablauf von Mitteilungen zwischen zwei oder mehreren Personen wird als Interaktion bezeichnet. Direkte Kommunikation besteht nicht nur aus Worten, sondern zeichnet sich auch durch paralinguistische Phänomene wie Tonfall, Sprechgeschwindigkeit, Pausen, Lachen und Seufzen, Körperhaltung, Mimik, Körpersprache etc. aus. Wertvolle Beiträge über den Zusammenhang von Kommunikation und erfolgreicher Zusammenarbeit kommen aus dem Bereich der Organisationspsychologie. Kommunikation ist der Schlüssel zum Erfolg in vielen Organisationen. Ein logischer Zusammenhang zwischen offener Kommunikation und Zufriedenheit mit der Arbeit beziehungsweise der Organisation konnte in organisationspsychologischen Studien von Gerhard Blickle, Tom Postmes, Erika Spieß und Hans Winterstein bewiesen werden (vgl. Kanning, 2007, 331). Kommunikation beeinflusst die Motivation der MitarbeiterInnen, erhöht das Engagement sowie die emotionale Bindung der Belegschaft und kann die Fluktuation der Angestellten verringern. Hier geht es zwar um eine Organisation, die Aussagen können aber auch auf Projektarbeit und somit wiederum EZA angewendet werden.

6 Kommunikationsmodelle

6.1 Lineare Kommunikationsmodelle

Eines der ersten Kommunikationsmodelle wurde 1949 von Claude E. Shannon und Warren Weaver entwickelt. Seinen Ursprung hatte es im Bereich der Informationstechnologien, erwies sich allerdings auch für die Annäherung an die menschliche Kommunikation als geeignet. Innerhalb eines Jahrzehnts wurde es im Bereich der Sozial- und Verhaltenswissenschaften häufig adaptiert. (vgl. Krallmann; Ziemann, 2001, 32) Die zentrale Aussage des Modells lautet: Für einen gelungenen

Informationsfluss bedarf es einer Informationsquelle (Sender), eines Transmitters (Kodierer), eines Kanals und eines Empfängers (Dekodierer). Kommunikation wird dabei mit Signalübertragung gleichgesetzt. (vgl. Krallmann; Ziemann, 2001, 25f) Im Unterschied zu Shannon, der sich v.a. auf technische Kommunikation konzentrierte, betonte Weaver von Anfang an die sozialwissenschaftliche Relevanz. Der Begriff der Kommunikation schließt hier alle Vorgänge ein, durch die gedankliche Vorstellungen einander beeinflussen können. (vgl. Krallmann; Ziemann, 2001, 32) Menschliche Kommunikation beginnt dem Modell zufolge mit der Errichtung eines Kommunikationskanals. Das kann entweder die Aufnahme von Augenkontakt, aber auch das Wählen der Telefonnummer eines potenziellen Empfängers sein. Dann wird die Nachricht kodiert und über den entsprechenden Kanal dem Empfänger gesendet, welcher nun die Aufgabe hat, die Information zu dekodieren. Dabei ist es entscheidend, dass sich die Codes von Sender und Empfänger entsprechen, sowie dass der Informationstransfer über einen störungsfreien Kommunikationskanal abgewickelt wird. Mittlerweile wird die Übertragung des technischen Modells in die Sozialwissenschaften kritisiert, denn Menschen werden darin als feste technische Einheiten aufgefasst. In ihrem Buch: "Grundkurs Kommunikationswissenschaft" fassen Krallmann und Ziemann das Modell und Kritik daran zusammen. Häufiger Kritikpunkt ist demnach, dass es weder fundierende noch wirkende Informationen zu Kommunikation, sondern lediglich eine formale Beschreibung liefert. (vgl. ebd.)



(Quelle: Krallmann; Ziemann, 2001, 24)

Modelle simplifizieren die Wirklichkeit. Das ist sowohl ihre Bestimmung, als auch ihre größte Schwäche. So wurde auch dieses Modell aufgrund seiner Einfachheit kritisiert. Nichtsdestoweniger liefert es den idealen Einstieg in die Thematik. Krallmann und

Ziemann fassen die wichtigsten Beiträge von Shannon und Weaver zusammen und unterstreichen dabei die Bedeutung von Codes in deren Verständnis von Kommunikation. (vgl. Krallmann; Ziemann, 2001, 28) Gerade im Bereich der interkulturellen/transkulturellen Kommunikation stehen wir vor der Herausforderung, unterschiedliche Kodierungstraditionen begreifen zu müssen.

Ein weiteres lineares Modell wurde 1948 von dem Politik- und Kommunikationswissenschaftler Dwight Lasswell entwickelt. Zur Analyse von Kommunikation stellte er die Lasswell-Formel auf, die sich unter den folgenden fünf Fragen im Kern zusammenfassen lässt:

Kommunikator	Aussage	Medium	Rezipient	Wirkung
WHO says	WHAT	in WHICH channel	to WHOM	with WHAT effect?

(Quelle: Merten, 1999, 71)

WER, sagt WAS, in WELCHEM Kanal, zu WEM, mit WELCHEM Effekt? Daraus ergeben sich die Fragen nach dem Kommunikator, der Aussage, dem Medium, dem Rezipienten und der Wirkung.

Bis heute bildet das lineare Modell die Grundlage für die Planung von Kommunikationsstrategien. Auch in der Development Communication geht *die Communication Strategy Design Toolbox* der Weltbank auf sein Modell zurück. (vgl. Mefalopulos, 2008, 128)

6.2 Von der Linearität zum Multi-Step Modell

Lineare Kommunikationsmodelle wurden vor allem deshalb oft kritisiert, weil sie die Wechselseitigkeit im Kommunikationsprozess außer Acht lassen. Kommunikation ist eigentlich durch einen ständigen Wechsel von Sender und Empfänger gekennzeichnet. Während der eine spricht, gibt der andere nonverbal durch Gestik oder Mimik Feedback. (vgl. Broszinsky-Schwabe, 2010, 29) Außerdem bleibt unberücksichtigt, dass Empfänger die empfangenen Nachrichten schon in bestehende Wissenszusammenhänge einordnen. Sie assoziieren, bilden sich eine Meinung über die Situation und zu den Intentionen des Senders. (vgl. ebd.) Broszinsky-Schwabe bezieht sich auf Gudykunst und Samovar, die die den linearen Modellen zugrunde liegende Annahme, dass es eine Absicht zum Kommunizieren gibt, kritisieren. Denn Mitteilungen können auch

unbewusst und unbeabsichtigt weitergegeben werden. „In Hinblick auf interkulturelle Begegnungen ist diese Möglichkeit, unbeabsichtigte oder unbewusste *messages* weiter zu geben, sehr groß!“ (ebd.)

Aktuelle Kommunikationsmodelle sind weitaus komplexer. In den 50er und 60er Jahren verloren die linearen Modelle an Bedeutung, und die One-Step-Modelle wurden in Two-Step-Modelle umgewandelt, welche sich wiederum zu Multi-Step-Modellen entwickelten. Auch das Modell von Gudykunst und Kim ist ein Multi Step-Modell, das seinen Fokus auf Interaktion legt. Gudykunst und Kim gehören zu den bekanntesten US-amerikanischen WissenschaftlerInnen im Feld der interkulturellen Kommunikation.

6.3 Kommunikation als Interaktionsbegriff

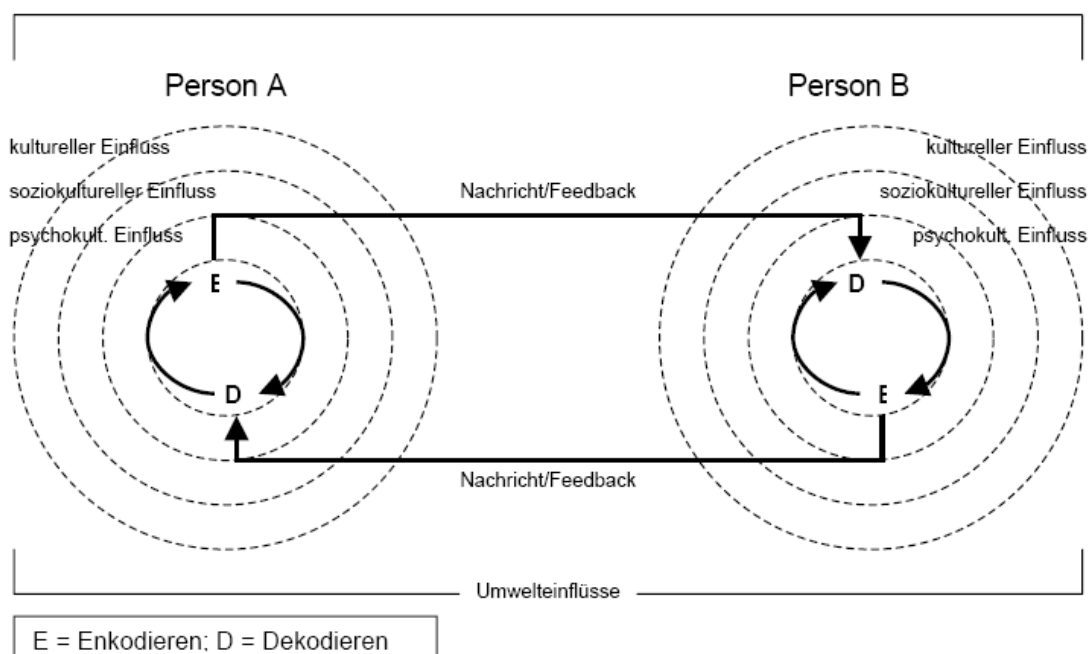


Abb. 2: Interaktionsmodell der interkulturellen Kommunikation

Quelle: Gudykunst/Kim (2003: 45)

In ihrer Arbeit zu inter- und transkultureller Kommunikation verweisen Kazuma Matoba und Daniel Scheible auf ebendieses Modell von William B. Gudykunst und Young Yun Kim. (vgl. Matoba; Scheible, 2007, 6) Das Verschlüsseln der Information (Enkodieren) als auch das Entschlüsseln (Dekodieren) werden als interaktiver Prozess, der von kulturellen, soziokulturellen, psychokulturellen und situativen Faktoren beeinflusst wird, wahrgenommen. Mithilfe dieses Modells sollen Auffälligkeiten der Kommunikation ‚mit fremden Kulturen‘ beschrieben werden. Gudykunst und Kim

zufolge ist ein gewisses Maß an Reziprozität und Kooperation Grundvoraussetzung für Kommunikation. Dementsprechend beschreibt das Modell eine Interaktion – einen Prozess in beide Richtungen. (vgl. ebd.) In der vorliegenden Arbeit entsprechen Person A bzw. Person B den Gebern bzw. Empfängern von Information bei Finanzierungsprozessen in der Entwicklungszusammenarbeit. Beim Enkodieren bzw. Dekodieren von Nachrichten werden sie von kulturellen, soziokulturellen, psychokulturellen Faktoren beeinflusst, die im Modell von Gudykunst und Kim zentral sind.

Im Konvergenzmodell von Rogers und Kincaid (1981) wird davon ausgegangen, dass in Kommunikationsprozessen Informationen geteilt werden, um gegenseitiges Verständnis zu erzielen.

6.4 *Kommunikation als ‚Mutual Understanding‘*

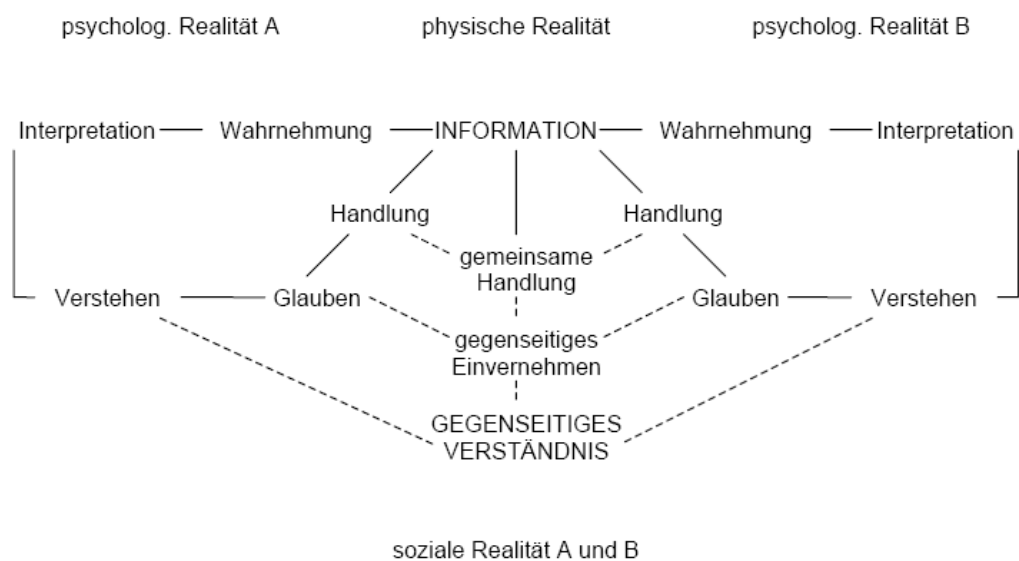


Abb. 3: Konvergenzmodell

Quelle: Rogers/Kincaid (1981: 55)

Everett M. Rogers und Lawrence D. Kincaid zufolge sind Kommunikationsprozesse, in denen von den TeilnehmerInnen Informationen geteilt werden, um gegenseitiges Verständnis zu erreichen, leichter verständlich, wenn diese Vorgänge als zusammenhängende Kommunikationskreise aufgefasst werden. (vgl. Matoba; Scheible, 2007, 7) Da die Kommunikationsmuster zweier Individuen nie identisch sind, schlagen

sie ein Konvergenzmodell vor. Die KommunikatorInnen gehen demzufolge eine Austauschbeziehung ein und nähern sich dadurch in ihren Interpretationsschemata und ihrem Verständnis von Wirklichkeit währenddessen an. Für einen gewissen Zeitraum lassen sich unterschiedliche Auffassungen reduzieren, divergieren jedoch im Falle des Abbruchs des Kommunikationsprozesses wieder auseinander. Kommunikationsprozesse haben deshalb weder Anfang noch Ende (vgl. ebd.). Das Modell zeigt also auf, wie durch das Konvergieren von Information neue Informationsräume entstehen. Gegenseitiges Verstehen ist auch der zentrale Punkt bei Paul Watzlawick, der die Analyse von Kommunikationsprozessen in den letzten Jahren stark beeinflusst hat. Seine fünf Axiome menschlicher Kommunikation sind feste Bestandteile in den Kommunikationstheorien.

6.5 Fünf Axiome menschlicher Kommunikation von Paul Watzlawick .

Die fünf Axiome sind:

„Man kann nicht nicht kommunizieren“ (Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 50)
Sobald sich zwei Individuen gegenseitig wahrnehmen, kommt es zu einer Form der Kommunikation. Laut Watzlawick kommuniziert man also ständig. In jeder interaktiven Situation kommt es zu einem Austausch von Informationen, auch wenn dieser nicht zwingend auf einer verbalen Ebene passiert. Selbst durch Schweigen kann die Information nicht reden zu wollen dem Gegenüber vermittelt werden. Denn: „Alles Verhalten ist Kommunikation“ (Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 51). Jemandem nicht zum Geburtstag zu gratulieren, kann zum Beispiel etwas über die Beziehung von zwei Menschen aussagen. Auch das Ausbleiben von Lob, Feedback, Anerkennung aber auch Kritik kann Erwartungshaltungen enttäuschen. Diese prägen die Zufriedenheit beziehungsweise die Frustration in Kommunikationsverhältnissen und sind nicht universell. Je nach Sozialisation/Kultur unterscheiden sich die Erwartungshaltungen. Iukiko Nakane widmet sein Buch „Silence in Intercultural Communication“ der Verwendung des Schweigens in der Interkulturellen Kommunikation. Er schreibt: „Although silence is a phenomenon which people often consider to be merely background to speech, it is in fact a complex multifaceted and powerful element of human communication“ (Nakane, 2007, 2)

Inhalts- und Beziehungsaspekt

Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt, derart, dass letzterer den ersten bestimmt und daher eine Metakommunikation ist. Die Verwendung des Begriffs Metakommunikation ist in diesem Kontext nicht absolut notwendig und führt aufgrund der entstehenden Bedeutungsvielfalt zu Verwirrungen. (Beavin Bavelas, 1992, 12) Die Hauptaussage des Axioms ist daher, dass jede Mitteilung eine persönliche Stellungnahme des Senders zum Empfänger beinhaltet. (vgl. Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 52f) Missverständnisse in der interkulturellen Kommunikation können die Beziehungsebene stören, die seit Watzlawick von der Inhaltsebene unterschieden wird. (vgl. Auernheimer, 2005, 1) Georg Auernheimer bringt zu Beginn seiner vierdimensionalen Betrachtung interkultureller Kommunikation ein Beispiel, wie es oft in der Literatur gefunden wird: nämlich die Verstörung, die durch kulturell unterschiedliche Begrüßungsrituale entstehen kann. In einem kulturellen Umfeld, wo man sich zum Gruß die Hand gibt, kann Enttäuschung entstehen, wenn jemand nicht die Hand hinstreckt, um zu grüßen, was die Beziehungsebene beeinflusst. Es sei denn man führt dieses Verhalten auf eine „Differenz der Kulturmuster“ (ebd.) zurück.

Die Interpunktion von Ereignisfolgen

Auf den ersten Blick scheint Kommunikation eine ununterbrochene Abfolge an Informationsaustausch zu sein. „Jeder Teilnehmer an dieser Interaktion muss ihr jedoch unvermeidlich eine Struktur zugrunde legen“ (Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 57). In Kommunikationsabläufen ist jedes Ereignis gleichzeitig Reiz, Reaktion und Verstärkung. Auf ein bestimmtes Verhalten von A (Reiz) folgt Reaktion von B. Doch As Verhalten ist auch eine Reaktion auf das vorangegangene Verhalten Bs und außerdem eine Verstärkung dieses Verhaltens. Das Konzept der Interpunktion von Ereignisfolgen wird anhand von Lernexperimenten erklärt. Die Kommunikation wird so interpunktiert, dass es immer der Versuchsleiter zu sein scheint, der den „Reiz“ und die „Verstärkung“ aussendet, wohingegen die Versuchsperson nur reagiert. Dadurch entsteht eine Rollendefinition, die denselben „Wirklichkeitsgrad wie eine Fledermaus auf einer Rorschachtafel“ hat und nur „ein überdeterminiertes Resultat des Wahrnehmungsprozesses“ (Bateson und Jackson, 1964, 273f. Zitiert nach: Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 57) ist. In langen Verhaltensketten pflegen die Personen so zu interpunktieren, dass es tatsächlich aussieht als ob eine/r der beiden die Initiative habe. So entstehen einvernehmlich oder nicht, Beziehungsstrukturen, welche praktisch Regeln

für gegenseitige Verhaltensverstärkung sind. „Während Ratten zu nett sind um Regeln auf den Kopf zu stellen, sind es manche psychiatrischen Patienten nicht, und traumatisieren so den Therapeuten“ (ebd.) Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur bringt automatisch kultureigene Interpunktionsweisen mit sich. „Diskrepanzen auf dem Gebiet der Interpunktion sind die Wurzel vieler Beziehungskonflikte“ (Watzlawick; Beavin, Jackson, 1969, 59) Watzlawick et al. schildern ein Beziehungsszenario in dem der Mann sich fortwährend in der Diskussion zurückzieht, worauf die Frau in ihrer Nörgelei noch aggressiver wird. Er meidet sie, weil sie nörgelt. Sie nörgelt, weil er sie meidet. (vgl. ebd.) Auch das Wettrüsten basiert auf einer ähnlichen Struktur. Nation A rüstet rein defensiv – also als Reaktion – auf um sich gegen Nation B verteidigen zu können. Infolgedessen fühlt sich Nation B bedroht und rüstet wiederum auf. (vgl. Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 63)

Digitale und analoge Kommunikation Menschliche Kommunikation unterscheidet analoge und digitale Mitteilungsformen. Objekte können demnach analog zur Wirklichkeit, wie zum Beispiel durch eine Zeichnung oder aber digital durch einen Namen oder eine Nummer dargestellt werden. Nur im menschlichen Bereich finden wir beide Kommunikationsformen. “Digitale Kommunikationen haben eine komplexe und vielseitige logische Syntax, aber eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik. Analoge Kommunikationen dagegen besitzen dieses semantische Potential, ermangeln aber die für eindeutige Kommunikationen erforderliche logische Syntax” (Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 101)

Symmetrische und komplementäre Interaktionen Watzlawicks fünftes Axiom zur symmetrischen und komplementären Kommunikation ist für die vorliegende Analyse im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit besonders relevant. Als symmetrische Kommunikation bezeichnet er eine Form von Interaktion, in der die Beteiligten nach Gleichheit streben. Sie unterstreichen ihre Gemeinsamkeiten. Hier tendiert man dazu, das Verhalten des Gegenübers zu spiegeln. Ein erster Beweis des Vertrauens wird gewöhnlich vom Gegenüber angenommen und resultiert in einer vertrauensvollen Reaktion. Misstrauen ruft Misstrauen hervor, durch Wärme wird noch mehr Wärme erzeugt und so weiter. (vgl. Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 101) In einer komplementären Kommunikationssituation hingegen werden die individuellen Unterschiede betont. Diese Unterschiede ergänzen sich in wechselseitiger Abfolge. Die

Beziehung der Kommunikationspartner ist bei symmetrischer Kommunikation von Gleichheit und in komplementären Interaktionen von Unterordnung geprägt. In diesem Konzept ist nicht relevant, welche Form der Kommunikation effizienter ist. In hierarchisch gegliederten Organisationen wie der Armee scheint eine komplementäre Beziehung zwischen Offizier und Soldat effizienter zu sein. Im Fall der Entwicklungszusammenarbeit wird zumindest auf rhetorischer Ebene eine partnerschaftliche Beziehung auf Augenhöhe angestrebt. (Siehe S. 74 in der vorliegenden Arbeit⁵)

Neben den fünf Axiomen hat Watzlawick den Begriff der Metakommunikation geprägt. Mit diesem Begriff bringt er zum Ausdruck, dass Kommunikation nicht nur dazu genutzt werden kann, miteinander zu kommunizieren, sondern auch – wie in der vorliegenden Arbeit - über Kommunikationsprozesse selbst zu kommunizieren. (vgl. Watzlawick; Beavin; Jackson, 1969, 41)

6.6 Friedemann Schulz von Thun

Ausgehend von Paul Watzlawick hat sich auch Friedemann Schulz von Thun, ein Hamburger Psychologe, mit der Beziehungskomponente in Kommunikationssituationen beschäftigt. Er entwickelte gemeinsam mit anderen Kommunikationsexperten das *Kommunikationsquadrat* (vgl. Schulz von Thun, 2006) Dabei handelt es sich um ein Modell, das sich unter anderem mit der Entschlüsselung der gesendeten Nachricht beschäftigt.



Quelle: http://www.schulz-von-thun.de/index.php?article_id=71&clang=0

⁵ Wird im Folgenden abgekürzt als: i.d.v.A.

Dem Modell zufolge können wir mit „vier Ohren“ hören:

- Dem Selbsterkundungsohr: Das Selbsterkundungsohr ist diagnostisch tätig und erkundet was der Empfänger (das Selbst) von der Mitteilung hält. (vgl. ebd., 108ff)
- Dem Sachohr: Das Sachohr nimmt die sachliche Information wahr. (vgl. ebd., 47)
- Dem Beziehungsohr: Das Beziehungsohr untersucht was der Sender vom Empfänger und deren Beziehung hält.(vgl. ebd., 2006, 156f)
- Und dem Appellohr: Das Appellohr versucht die Aufforderung des Senders an den Empfänger zu entschlüsseln. (vgl. ebd., 221ff)

Bei jedem Empfänger kommen unterschiedliche Informationen an, da eine Äußerung mindestens vier Ebenen hat. Ziel der Kommunikation ist, dass der Empfänger die Kombination der Botschaften des Senders auf allen Ebenen korrekt entschlüsselt. Indes können Botschaften ‚unterwegs‘ verloren gehen oder sogar zusätzliche Botschaften hinein interpretiert werden. Zur Visualisierung kann man sich die Situation eines Pärchens im Auto vorstellen. Einer sagt zum anderen: „Die Ampel ist grün.“ Welche Möglichkeiten der Interpretation gibt es laut Schulz von Thun? Der Autor hat übrigens nicht nur vier Ohren, sondern auch vier Schnäbel postuliert. Das heißt, wir können nicht nur mit vier Ohren hören, sondern auch mit vier Mündern sprechen, was wiederum bedeutet dass jede gesendete Mitteilung vier Ebenen umfasst. Jedem dargestellten Ohr ist also ein Schnabel gegenübergestellt, der Informationen auf Selbstkundgabe-, Beziehungs-, Sach- und Appellebene sendet. (vgl. Schulz von Thun, 2006, 28ff)

Anhand des Ampelbeispiels dürfte deutlich werden, dass eine sachliche Äußerung, sofern sie mit dem Beziehungsohr gehört wird, leicht zu Missverständnissen führen kann.

- Auf der Sachebene ist die Information eindeutig: „Die Ampel ist grün“
- Das Selbsterkundungsohr fragt wie es dem Selbst durch die Äußerung geht.
- Das Beziehungsohr könnte ein hierarchisches Beziehungsverhältnis erkennen. „Er hält mich für zu blöd die grüne Ampel selbst zu sehen“
- Und das Appellohr hört ein: „Nun fahr' schon“ (vgl. Schulz von Thun, 2006, 154)

6.7 Interkulturelle Kommunikation aus einer kommunikationspsychologischen Perspektive

Georg Auernheimer postuliert die These, dass Kommunikationsstörungen durch divergente Erwartungen, die zu Erwartungsenttäuschungen führen, entstehen (vgl. Auernheimer, 2005,1). Um Störungen in der interkulturellen Kommunikation aufzuklären, verweist er auf die kommunikationspsychologische Kategorie der „inkongruenten Nachricht“ und auf „einseitige Empfangsgewohnheiten“ (Schulz von Thun, 1992. Zitiert nach: Auernheimer, 2005, 2).

„Die Annahme, dass jede Nachricht viele Botschaften enthält, legt nahe, dass es zu einem Durcheinander kommen kann. Die Inkongruenz oder Widersprüchlichkeit einer „Nachricht“, nach Schulz von Thun meist bedingt durch Unschlüssigkeit, innere Konflikte beim „Sender“, kann in einer interkulturellen Situation auch dadurch entstehen, dass mit einer verbalen Äußerung die nonverbalen Mitteilungen nicht im Einklang stehen, weil sie einem in der fremden Kultur unpassenden Muster folgen.“ (Auernheimer, 2005, 2)

Wenn zum Beispiel deutsche PädagogInnen Lob und Tadel ausdrücken, kann das bei jemandem, der das aus seinem Milieu mit mehr Anzeichen von Anerkennung, Emotionalität oder Ärger gewohnt ist, zu Irritationen führen. (vgl. ebd.) Auernheimer schreibt, dass Verständigungsprobleme in interkulturellen Beziehungen weniger auf der Sachseite zu finden sind, sondern vielmehr auf der Beziehungs-, Selbstkundgabe- und Appellseite. Jedoch wird auf dieser fast ausschließlich nonverbal kommuniziert: über Mimik, Gestik, räumliche bzw. körperliche Nähe und Distanz, sowie über sprachliche Intonation, also paralinguistische Äußerungen. Vor allem nonverbale Codes sind oft kulturspezifisch, was den Beteiligten oft wenig bewusst ist. (vgl. ebd.)

Nichtsdestoweniger lässt sich eine Fixierung auf unterschiedliche Kulturmuster, Auernheimer zufolge, aus kommunikationspsychologischer Sicht, als Beschränkung erkennen. Er postuliert vier Dimensionen, welche zu berücksichtigen sind, wenn wir nach Faktoren suchen, die die Erwartungen der TeilnehmerInnen in der interkulturellen Kommunikation „bestimmen (können)“. (Auernheimer, 2005, 2) Machtasymmetrien, Kollektiverfahrungen und Fremdbilder sind genauso zu berücksichtigen wie die Differenz von Kulturmustern. (vgl. ebd.)⁶ Die vorliegende Arbeit zeigt auf, dass eine

⁶ Zur Vertiefung: <http://www.uni-koeln.de/ew-fak/paedagogik/interkulturelle/publikationen/muenchen.html>
[Zuletzt abgerufen am 20.Mai 2011]

Analyse von Kommunikationsproblemen in der Entwicklungszusammenarbeit, die sich lediglich auf unterschiedliche Kulturmuster beschränkt, die von den Interviewpartnern wahrgenommenen Schwierigkeiten nur ungenügend erklären kann. Der von Auernheimer aufgestellten Dimension der Machtasymmetrien, aber auch der Kollektiverfahrungen kommt in der EZA besondere Bedeutung zu.

7 Development Communication

In der Wissenschaft bezeichnet der Begriff *Development Communication* die Auseinandersetzung mit ‚Kommunikation FÜR Entwicklung‘. Die Abteilung für Entwicklungskommunikation in der Weltbank (DevComm) definiert *Development Communication* als:

„interdisciplinary field based on empirical research that helps to build consensus while it facilitates the sharing of knowledge to achieve positive change in development initiatives. It is not only about effective dissemination of information but also about using empirical research and two-way communication among stakeholders.“ (Mefalopulos, 2008, 8)

Außerdem sieht Mefalopulos, Senior Researcher in der Abteilung für Entwicklungskommunikation der Weltbank, *Development Communication* als „key management tool“ (ebd.), mit dem sozialpolitische Risiken und Möglichkeiten in der EZA erhoben und abgeschätzt werden können. Im Oktober 2006 fand der erste Weltkongress für Entwicklungskommunikation in Rom statt. Dabei wurde eine zweite Definition erarbeitet, die von den mehr als 900 KongressteilnehmerInnen mitgetragen wird. *Development Communication* wird dabei definiert als:

„social process based on dialog using a broad range of tools and methods. It is also about seeking change at different levels, including listening, building trust, sharing knowledge and skills, building policies, debating, and learning for sustained and meaningful change. It is not public relations or corporate communication.“ (World Bank et al., 2007, 2)

In beiden Definitionen wird ein nichtlineares Kommunikationsverständnis betont. Unter anderem, weil die Disziplin unter ständigem Einfluss des jeweils aktuellen Entwicklungsparadigmas stand und steht. Von 1949 bis Ende der 1970er Jahre wurde das Feld von den Modernisierungstheorien geprägt, und Entwicklungskommunikation war linear, als Informationsfluss von Norden nach Süden, konzipiert. (vgl. Mefalopulos, 2008, 25) Daher wird *Development Communication* auch heute noch oft dementsprechend verstanden. So zum Beispiel von Ernest Hess-Lüttich: Bei Entwicklungskommunikation „geht es um die systematische Verbindung von

Ergebnissen der Erforschung interkultureller, institutioneller und interpersoneller Kommunikation zum Zweck der nachhaltigen Vermittlung von technischem, gesundheits- und umweltrelevantem Wissen in Entwicklungsländern durch kontextspezifisch geeignete Medien.“ (Hess-Lüttich, 2002, 86) Im Umweltbereich hat sich die Disziplin der ‚Ökosemiotik‘ herausgebildet, die sich mit der Vermittlung von ökologischen Inhalten beschäftigt. Amnesty International oder Greenpeace planen ihre Kampagnen mittlerweile supranational. Hier wird verstärkt im Bereich der interkulturellen Kommunikation geforscht, da Wissen zu Themen wie nachhaltiger Ressourcenbewirtschaftung ohne interkulturelles Wissen und entsprechende Kommunikationsstrategien nicht vermittelbar ist. (vgl. ebd.)

Diese Vorstellung von linearen Kommunikationskonzepten in der Entwicklungskommunikation sieht Zakes Mda Anfang der 1990er Jahre als ursächlich für das Desinteresse der Geber an den Ideen und Vorstellungen der lokalen Bevölkerung im Süden. Die allseits bekannten Forderungen nach besserer Erziehung und besserer Information von Menschen in Entwicklungsländern gehen oft mit der Ignoranz der Stimmen der Betroffenen einher. (vgl. Mda, 1993) *Development Communication* definiert er als: “the utilisation of the media, both mass and interpersonal, to initiate and advance the process of development“ (Mda, 1993, 43) Mittlerweile haben sich dialogische Ansätze in der Entwicklungskommunikation zumindest auf wissenschaftlicher Ebene etabliert. So unterscheidet Paolo Mefalopulos zwischen zwei Kommunikationsmodi, nämlich zwischen dem monologischen - und dem dialogischen Modus (vgl. Mefalopulos, 2008, 22): Bei ersterem handelt es sich um lineare Kommunikation, die eingesetzt wird, um bei Projektzielgruppen Verhaltensänderungen zu erreichen. Beispielhaft dafür sind HIV-Kampagnen oder andere Aufklärungsmaßnahmen im Gesundheitsbereich. Monologische Tätigkeitsbereiche sind: Öffentlichkeitsarbeit, Medienproduktion und Informationsverteilung. Da der Einsatz von Kommunikation in der Entwicklungsarbeit – historisch betrachtet – mit Informationsvermittlung von Nord nach Süd und mit einseitiger Überzeugungsarbeit verbunden ist, beschränkt sich die Wahrnehmung von *Development Communication* bei vielen Managern und Entscheidungsträgern im Entwicklungsbereich noch immer auf ebendiese monologischen Modi. (vgl. Mefalopulos, 2008, 25)

Der dialogische Modus beruht auf wechselseitiger Kommunikation und Dialog. (vgl. ebd., 22f) Dieser ist vor allem bei Recherchetätigkeiten, um zum Beispiel Bedürfnisse der Projektzielgruppe zu erheben, notwendig. Außerdem trägt dialogische

Kommunikation dazu bei, dass Menschen sich mit Projekten identifizieren und sich dafür engagieren. Unabhängig vom Projektsektor, sei es Landwirtschaft, Infrastruktur, Wasser, *Governance* oder Gesundheit, ist dialogische Kommunikation zwischen den relevanten Interessensvertretern in Projekten immer wertvoll und oft essentiell. Sie ist notwendig, um Vertrauen und gegenseitiges Verständnis zu erreichen. Auch bei Projekten, die auf den ersten Blick von allen unterstützt werden, können sich Schwierigkeiten und Hindernisse verbergen, die von Kommunikationsexperten aufgedeckt, angesprochen und bearbeitet werden können. (vgl. ebd.)

“A number of studies have confirmed that a top-down management approach to development is less effective than a participatory one. Bagadion and Korten (1985), Shepherd (1998), Uphoff (1985), and the World Bank (1992) are among those providing data to support this perspective.”
(Mefalopulos, 2008, 8)

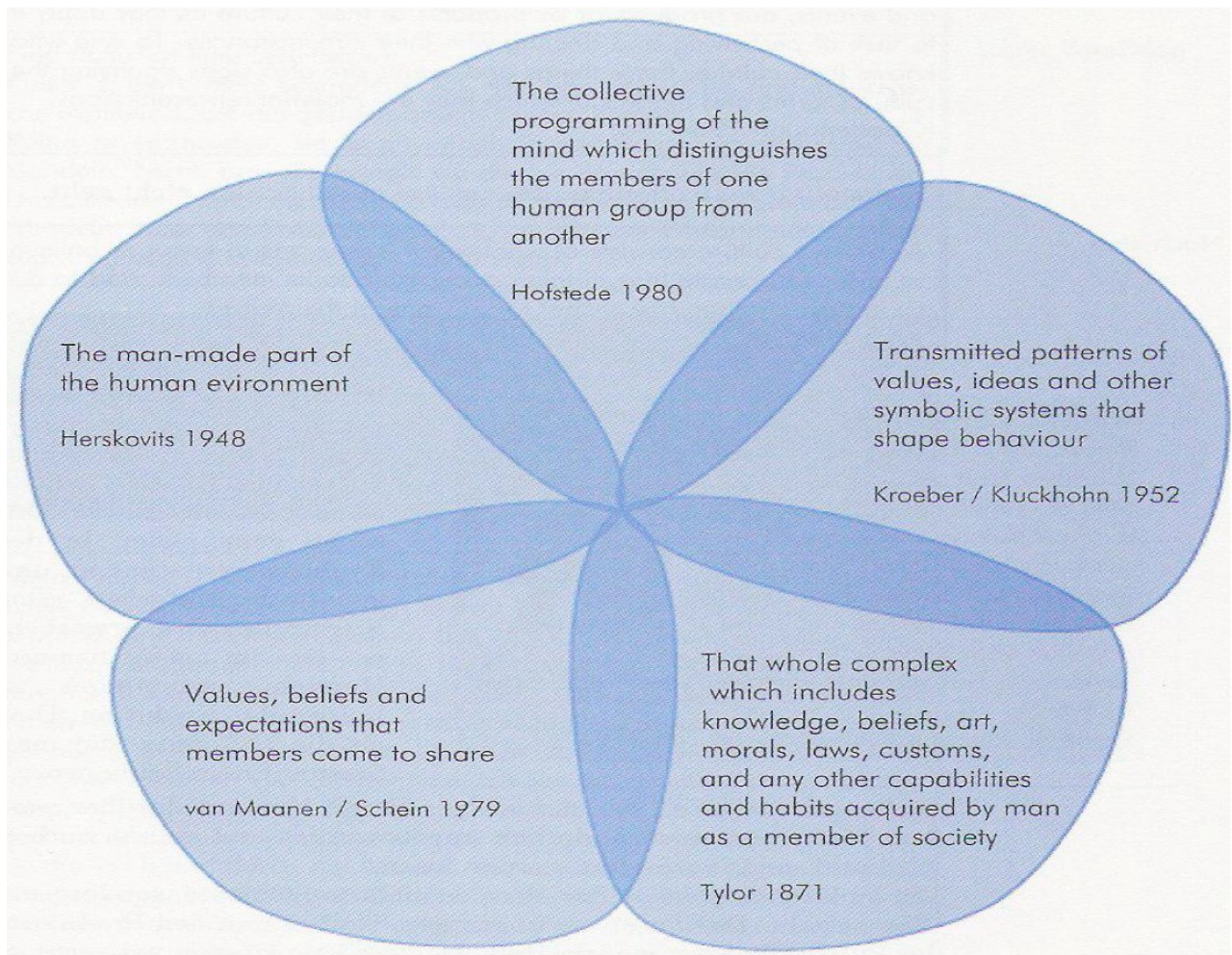
Das aktuelle Verständnis der Weltbank von Entwicklungskommunikation beruht also auf dem dialogischen Konzept, und ist somit nicht linear. (vgl. Mefalopulos, 2008, 32) Dialogische Kommunikation kann, indem nicht nur ExpertInnen an den Entscheidungsprozessen beteiligt sind, sondern auch die Betroffenen selbst, eine wichtige Dimension von Armut verringern, nämlich soziale Exklusion. (vgl. Mefalopulos, 2008, 24) Entwicklungskommunikation fördert demnach partizipatorische Ansätze, reduziert politische Risiken, führt zu einer Verbesserung in Projektdesign und Projektperformance, erhöht die Transparenz der Projektaktivitäten, und verstärkt „people’s voices and participation“ (Mefalopulos, 2008, 9). Das Partizipationsparadigma im aktuellen Entwicklungsdiskurs beeinflusst auch hier das Verständnis von *Development Communication*. Übrigens waren es die Dependenztheorien in den späten 1980er Jahren, die zur Abkehr von monologischen, d.h. linearen Konzepten führten. (vgl. Mefalopulos, 2008, 32)

In der vorliegenden Arbeit konzentriere ich mich auf eine Analyse von ‚Kommunikation IN der Entwicklungszusammenarbeit‘ Im Unterschied zur *Development Communication* geht es in dieser Arbeit nicht darum, ‚Entwicklung‘ voran zu treiben, sondern darum, den Entwicklungssektor als Forschungsfeld zu betrachten. Dabei fällt auf, dass der theoretische Anspruch der dialogischen Kommunikation in der Praxis der Mittelvergabe wenig Bedeutung hat. Man hat den Eindruck, das Partizipationsparadigma ende an den Geldtöpfen.

8 Von der Interkulturalität zur Transkulturalität

8.1 Der Kulturbegriff

Grundlegend für die Definition der Inter- bzw. Transkulturalität ist der Kulturbegriff. In den Kommunikationswissenschaften gibt es allerdings eine notorische Unklarheit darüber, was unter dem Begriff: ‚Kultur‘ verstanden werden soll. Heringer stellt einige Definitionen grafisch dar.



(Heringer, 2004, 105)

Bereits 1952 haben Clyde Kluckhohn und A.L. Kroeber für ihr Buch „Culture – A Critical Review of Concepts and Definitions“ 150 Kulturdefinitionen gesammelt. (vgl. Kluckhohn; Kroeber, 1952) Vor 25 Jahren gab es schon 300 verschiedene Definitionen von Kultur. (vgl. Löffelholz, 2000. Zitiert nach: Löffelholz, 2002, 190) Max Weber bezeichnet: „die Gesamtheit aller Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen“ als

Kultur. (Weber, 1982, 271. Zitiert nach: Löffelholz, 2002, 190)

Der amerikanische Ethnologe Clifford Geertz wendet sich vor allem an die Ethnologie als Wissenschaft, in der ‚Kulturen‘, die einem fremd sind, beobachtet, gedeutet und verstanden werden sollen. Ihm zufolge entsteht Verwirrung über den Kulturbegriff, weil Kultur entweder als in sich abgeschlossene überorganische Realität, mit eigenen Kräften und Zielen verstanden wird, deren Bestreben es ist sich zu verdinglichen. Oder es wird behauptet, dass Kultur als rohe beobachtbare Muster von Verhaltensgeschehnissen der einen oder anderen *community* (vgl. Geertz, 1973, 11) definiert werden kann.

„The concept of culture I espouse [...] is essentially a semiotic one. Believing with Max Weber that man is an animal suspended in webs of significance he himself has spun, I take culture to be those webs, and the analysis of it to be therefore not an experimental science in search of law but an interpretive one in search of meaning” (Geertz, 1973, 5)

Um sich einem Verständnis von Kultur anzunähern, müsse sich die Ethnologie von einem naturwissenschaftlichen Positivismus verabschieden und sich ihrer Aufgabe des dichten Beschreibens, das heißt des genauen, detaillierten Schilderns, und des Interpretierens bewusst werden, argumentiert er und fordert eine semiotische Anthropologie (vgl. Geertz, 1973, 11). Geertz selbst definiert Kultur folgendermaßen:

As interworked systems of construable signs (what, ignoring provincial usages, I would call symbols) culture is not a power, something to which social events, behaviors, institutions or processes can be causally attributed; it is a context, something in which they can be intelligibly – that is thickly – described.” (Geertz, 1973, 14)

Der Ökonom und Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen hat auf den Vorwurf von SoziologInnen, AnthropologInnen und HistorikerInnen an die Wirtschaftswissenschaften, sich zu wenig mit Kultur zu beschäftigen, mit einer Abhandlung über deren Bedeutung reagiert. Zentral ist dabei nicht die Fragestellung OB, sondern WIE Kultur Menschen beeinflussen kann. (vgl. Sen, 2004, 38) Er sieht Kultur, neben anderen Faktoren, als einen konstitutiven Teil von ‚Entwicklung‘. Ihm zufolge beeinflussen Kultur und kulturelle Faktoren wirtschaftliches Verhalten, politische Partizipation, die Teilnahme an gesellschaftlichen Interaktionen, Solidarität und Orientierungen sowie Werte (vgl. Sen, 2004, 38ff). Nicht-monokulturelle Blickwinkel auf die Geschichte einer Kultur können die Möglichkeit der friedlichen Koexistenz von Kulturen verdeutlichen. (vgl. ebd.) Im Prozess der Beeinflussung zwischen Mensch und Kultur sieht Sen eine Wechselseitigkeit: Menschen prägen Kultur, werden aber auch von ihr geprägt. Kultur ist dabei nie homogen und

statisch, sondern im ständigen Austausch mit anderen Kulturen und daher Veränderungen unterworfen. Wichtig dabei ist ihm, dass „the acknowledgement of the importance of culture cannot instantly be translated into ready-made theories of cultural causation. It is evidently too easy to jump from the frying pan of neglecting culture, into the fire of crude cultural determinism” (Sen, 2004, 55) Das was Sen kulturellen Determinismus nennt, ist auch ein Teil dessen, was in der jüngeren Rassismus-Forschung in den Begriffen ‚Kulturalisierung‘ und ‚Kulturalismus‘ kritischen Ausdruck findet. Von Kulturalismus kann gesprochen werden, wenn ausschließlich die Kategorie ‚Kultur‘ zur Erklärung von sozialen, politischen, ökonomischen, aber auch „intergenerationalen oder auf Geschlecht (*gender*) bezogenen Phänomenen“ (Gürses, 2010, 282) herangezogen wird. Aber auch wenn Fremdheit durch die kulturelle Andersartigkeit der ‚Fremden‘ selbst argumentiert wird. Unter Kulturalismus versteht man also die „Festschreibung, Verabsolutierung und Naturalisierung von kulturellen Differenzen.“ (ebd.) Kritik daran wurde in „keiner wissenschaftlichen Disziplin so heftig und einschlägig artikuliert wie im deutschsprachigen bildungswissenschaftlichen Diskurs – und dabei im Zusammenhang mit jenen pädagogischen Konzepten, Disziplinen und Tätigkeitsfeldern, die sich mit dem Adjektiv ‚interkulturell‘ schmücken.“ (ebd.)

Wiederum anders nähert sich der Autor Martin Löffelholz, der mit transkulturellen Konzepten arbeitet, dem Thema an und postuliert vier Aspekte, die für das Verständnis von Kultur wichtig sind:

- 1) Kultur entsteht durch Kommunikation, also durch einen sozialen Prozess.
- 2) Kultur bekommt ihre Form durch soziale Standardisierungen und kognitive Schemata.
- 3) Kultur stabilisiert Orientierungen. Sie führt zur Ausbildung zeitlich relativ überdauernder Interpretations- und Verhaltensmuster.
- 4) Kultur bleibt dabei immer ein dynamischer Prozess, ist also keine statische Gegebenheit, sondern zeitabhängig, generierbar und wandelbar. (vgl. Löffelholz, 2002, 191)

Mittlerweile sprechen wir von einer „Kultur des Arbeitsplatzes“ (vgl. Du Gay, 1997. In: Hall, 2002, 112) einer Unternehmenskultur (ebd.), einer Kultur der Maskulinität (vgl. Nixon, 1997. In: Hall, 2002), einer Kultur des Wohndesigns und des Einkaufens (vgl. Woodward, 1997. In: Hall, 2002) und noch vielen anderen Kulturkontexten. „Dies legt

nahe, dass *jede* soziale Aktivität oder Institution ihre eigene distinkte Welt von Bedeutungen und Praktiken schafft und damit ihre eigene Kultur.“ (Hall, 2002, 112) (Hervorhebung im Original) Diesem Verständnis folge ich in der vorliegenden Arbeit. In der Entwicklungszusammenarbeit haben sich sprachliche, soziale, politische und wirtschaftliche Praktiken herausgebildet. Der Entwicklungsdiskurs, die Institutionalisierung, die Vergabekriterien für finanzielle Mittel, die bürokratische Struktur verdeutlichen die Existenz einer ‚Kultur der Entwicklungszusammenarbeit‘, deren politischer Charakter inhärent ist.

Der Kulturbegriff wird mittlerweile hinterfragt und teilweise sogar abgelehnt. Aus entweder terminologischer oder/und politischer Motivation heraus.

„Während der terminologische Einwand das durch unzählige Definitionen und Kontexte ausgebeulte semantische Raster des Kulturbegriffs beklagt, eine ihm dadurch anhaftende Trivialisierung attestiert und infolgedessen seine wissenschaftliche Brauchbarkeit infrage stellt, verweist der politische Einwand auf den zentralen Stellenwert dieses Terminus in rassistischen und kolonialistischen Lehren und Praktiken.“ (Gürses, 2003, 4)

Gürses argumentiert, dass die Sinnentleerung des Begriffs durch seine inflationäre Verwendung noch kein Grund ist, ihn abzulehnen. Schließlich beobachten wir dasselbe Phänomen genau so bei Ausdrücken wie ‚Diskurs‘, ‚Dekonstruktion‘ oder ‚kommunizieren‘. Auch das politische Argument macht die Verwendung des Kulturbegriffs nicht von vornherein obsolet, schließlich wurde und wird derselbe Begriff, denken wir zum Beispiel an die Bürgerrechtsbewegung, für emanzipatorische oder antirassistische Zwecke eingespannt. (vgl. ebd.) Nicht zu vernachlässigen ist also die Rolle von Kultur als heuristisches Element für die Produktion von Gruppenidentitäten und ihre Funktion als Hilfsmittel, um über deren Unterschiede zu sprechen. Arjun Appadurai betont diese Komponente: „I suggest that we regard as cultural only those differences that either express, or set the groundwork for, the mobilization of group identities. [...] I have therefore suggested that culture is a pervasive dimension of human discourse that exploits difference to generate diverse concepts of group identity. Culture, unmarked, can continue to be used to refer to the plethora of differences that characterize the world today, differences at various levels, with various valences, and with greater and lesser degrees of social consequence.“ (Appadurai, 1996, 13)

8.2 Interkulturelle Kommunikation

Wie sind die Begriffe internationale, interkulturelle und transkulturelle Kommunikation einzuordnen? Hepp und Löffelholz folgen den Definitionen von Gerhard Maletzke, der 1966 zwischen dem Begriff der internationalen und der interkulturellen Kommunikation unterscheidet. (vgl. Hepp; Löffelholz, 2002, 12) Internationale Kommunikation bezeichnet die vor allem politisch motivierte Kommunikation zwischen Ländern, also über Staatsgrenzen hinweg, wohingegen interkulturelle Kommunikation die Gedanken- und Bedeutungsvermittlung zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen meint. (vgl. ebd.) „Dem politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedarf und der damit einhergehenden Aktualität der Thematik interkultureller Kommunikation steht ein bisher wenig systematisch erforschtes Feld gegenüber.“ (Hartnack; Schreiner, 2009, 2) Seit den Anfängen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Thematik in den USA in den 1960er-Jahren finden sich entsprechende Forschungen verstreut in Randgebieten solch unterschiedlicher akademischer Disziplinen wie der Sozialanthropologie, den Sprach- und Kommunikationswissenschaften, der Psychologie, den Wirtschaftswissenschaften oder den Erziehungswissenschaften. (vgl. ebd.) Ziel der Forschung ist es zu vermeiden, dass Differenz zum Problem, und Kommunikation verunmöglicht wird. Dementsprechend versteht sich interkulturelle Kommunikationsforschung sowohl als Wissenschaft als auch als Praxis. Durch das Postulat eines interkulturellen Paradigmas soll gegen Ethnozentrismus und die Überbewertung der eigenen Kultur gekämpft werden. Das Rezept hierfür heißt interkulturelle Kompetenz (vgl. Kalscheuer, 2005, 222), was nach Moosmüller soviel bedeutet wie: „allgemeine linguistische, soziale und psychische Fähigkeit einer Person mit Individuen und Gruppen, die anderen Kulturen angehören, erfolgreich zu kommunizieren.“ (Moosmüller, 1996, 272. Zitiert nach: Kalscheuer, 2005, 222) Diese soll durch interkulturelles Lernen erreicht werden, was von Roth als ein: „auf ein Individuum bezogener Entwicklungsprozess, der hinsichtlich des Verständnisses und der Akzeptanz von fremdkulturellem Verhalten, eine Verhaltensänderung des Individuums zum Ziel hat“ (Roth, 1996, 257. Zitiert nach: Kalscheuer, 2005, 222) bezeichnet wird. Die Beschäftigung mit interkultureller Kommunikation auf wissenschaftlicher Ebene wird vor allem von Erfahrungen aus der Praxis motiviert. Besonders bekannt sind die Untersuchungen über Auslandsaufenthalte von so genannten Expatriates, wie zum Beispiel die IBM-Studien des Niederländers Geert Hofstede aus den 1980er- Jahren. Hofstede und AutorInnen, die sich auf ihn berufen, versuchen die

Komplexität von Kulturen auf die – für sie – zentralen Aspekte zu reduzieren und anhand derer in Relation zueinander zu setzen. Alexander Thomas postuliert sogar so genannte „Kulturstandards“ und unternimmt damit den Versuch in der interkulturellen Forschung ein bestimmtes Verhalten auf ein zugrunde liegendes, kulturelles Muster zurückzuführen. (vgl. Thomas, 2005, 24) Der Forschungsschwerpunkt im Bereich der interkulturellen Kommunikation

„liegt meist auf der Kommunikation zwischen Individuen, die zwei unterschiedlichen Kulturen angehören (sollen). Dabei wird zumeist so vorgegangen, dass zunächst Kulturräume abgegrenzt werden und für jeden Kulturraum eine einheitliche Kultur beschrieben wird. Die beschriebenen Kulturen werden dann verglichen und Kulturunterschiede identifiziert.“
(Matoba; Scheible, 2007, 12)

Im Diskurs bezieht man sich oft auf das Eisbergmodell, welches besagt, dass nur ein kleiner Teil – die Spitze - der jeweiligen Kultur sichtbar ist. Ein wesentlicher Teil des Eisbergs, der auch tragende Funktion hat, liegt jedoch unter Wasser und bleibt verborgen. In Bezug auf die jeweilige Kultur gehören zum Beispiel: Sprache, Verhaltensweisen, Essgewohnheiten, religiöse Praktiken und andere äußere Erscheinungsformen zu den sichtbaren Aspekten; Denkweisen, Zeit- und Raumverständnis, moralische Haltungen, Werte und Glaubensvorstellungen hingegen zu den unsichtbaren. Diese unsichtbaren Aspekte müssen verstärkt ins Bewusstsein geholt werden, um sich durch Kenntnis der Unterschiede besser auf antizipierte Herausforderungen interkultureller Kommunikation vorzubereiten. Bei einem solchen Vorgehen wird von einem essentialistischen Ansatz ausgegangen, insofern als dass die BewohnerInnen eines Kulturraums durch feststehende Eigenschaften gekennzeichnet sind und sich durch sprachliche, soziale, kulturelle, religiöse, ethnische und nationale Kollektiv-Identitäten als Gruppe konstituieren. (vgl. Matoba; Scheible, 2007, 12)

Oft wird von *der indischen*, bzw. *der deutschen Kultur* gesprochen. Vor allem in Zusammenhang mit den auf Seite 42 in der vorliegenden Arbeit vorgestellten Kulturdimensionen kann das beobachtet werden. Kultur kann also wiederum auch nationalstaatlich definiert werden. Andererseits gibt es hier vehemente Kritik von AutorInnen, die sich mit Interkulturalität befassen. Stephanie Rathje setzt sich in ihrem Artikel zu interkultureller Kompetenz kritisch mit dem Kulturbegriff auseinander und verweist hier unter anderem auf Stefan Krotz, Georg Auernheimer, Jürgen Straub und Linck Gudula, die einen nationalstaatlich definierten Kulturbegriff ebenfalls als problematisch erachten.

Zum Verständnis interkultureller Kompetenz schreibt sie:

„Wenn interkulturelle Kompetenz sich primär auf Interaktionen zwischen Individuen aus unterschiedlichen Ländern bezieht, schließt diese Definition interkulturelle Probleme innerhalb von Gesellschaften (z.B. durch Migration) aus, ohne jedoch in der Lage zu sein, eine sinnvolle Grenze zwischen der internationalen Spezialsituation der Interkulturalität und der innergesellschaftlichen Interkulturalität ziehen zu können.“ (Rathje, 2006, 10)

Unter anderem deshalb ist es von Bedeutung die Existenz unterschiedlicher Ebenen von Kultur, auch innerhalb von Nationalkulturen anzuerkennen. Interkulturelle Kommunikation kann also als Interaktion zwischen unterschiedlichen Gruppen oder Kollektiven, denen jeweils eine eigene Kultur zugerechnet werden kann, bezeichnet werden. Der Fall internationaler Interaktion wird in diesem Ansatz als Spezialfall eingeschlossen. (vgl. Rathje, 2006, 11) Im Sinne eines lebensweltlichen Kulturverständnisses sollen interkollektive Phänomene miteinbezogen werden, was laut Rathje zur Problematik führt, dass praktisch jede menschliche Interaktion zur interkulturellen erklärt werden müsste, wenn kleinste Kollektive auf einer Mikroebene identifiziert werden können. (vgl. ebd.) Hier erweist sich ihrer Meinung nach der Vorschlag von Loenhoff als hilfreich, die Interpretation der Interaktionspartner in der Anwendungsdefinition zu berücksichtigen. Loenhoff bezeichnet interkulturelle Kommunikation als „denjenigen Kommunikationsprozess [...], in dem Beteiligte die Eigenschaften dieses Prozesses einschließlich der auftretenden Probleme und Konflikte auf kulturelle Differenz zurechnen“ (Loenhoff, 2003, 193. Zitiert nach: Rathje, 2006, 11).

Der Interkulturalität wird außerdem vorgeworfen, sie beruhe auf der Annahme relativ abgeschlossener Einheiten namens Kultur, ja sogar, dass sie diese Annahme begünstige und verfestige. Das geschieht vor allem durch die vielen ‚Interkulturelle-Kompetenz‘-Trainings. Dann nämlich, wenn ‚kulturelle Standards‘ wie feste Größen behandelt werden. TeilnehmerInnen solcher Trainings sollen lernen mit Standards umzugehen. (vgl. Gürses, 2009, 2) Diese Trainings kommen außerdem in erster Linie der Mehrheitsbevölkerung zu: „Minderheitenangehörige, Personen mit Migrationshintergrund, Migranten und Migrantinnen kommen als Adressaten der Angebote zu professioneller interkultureller Kompetenz nicht vor.“ (Mecheril, 2002, 17) María do Mar Castro Varela betont, dass das Wissen um Ausgrenzung und Diskriminierung für interkulturelles Tun absolut notwendig ist. Eine interkulturelle

Pädagogik aber, die sich ‚ständig um eine Andersheit der Anderen dreht und damit deren Andersheit herstellt und stabilisiert, affirmiert den status quo, indem sie vermeidet, über die Gewalt zu sprechen, die diejenigen erfahren, die anders sind.“ (Castro Varela, 2007, 7) Sie betont, dass das Feld des Interkulturellen voller Fallen ist, das intendiert werden muss, damit es nicht immer wieder zu rassistischen Übergriffen und Verletzungen kommt. (vgl. ebd., 8)

Das Feld der interkulturellen Kommunikation ist also ein sehr heterogenes. Die oben genannte Kritik kommt nämlich nicht selten aus den ‚eigenen Reihen‘, das heißt von AutorInnen, die sich innerhalb des Interkulturalitätsdiskurses befinden. Der Begriff ist daher nicht leicht fassbar. Auch der Zugang zu den Kulturdimensionen ist höchst unterschiedlich.

8.2.1 Kulturdimensionen

Von den einen stark kritisiert, von den anderen hoch gelobt wurden die Ansätze von Geert Hofstede, Fons Trompenaars, Edward T. Hall und anderen. Sie erarbeiteten so genannte Kulturdimensionen, anhand derer Kulturen, wobei diese territorial verstanden werden, unterschiedlich eingeordnet werden sollen. Laut Kalscheuer gehören sie „beinahe zum *common sense* des „interkulturellen Unternehmens“ insgesamt.“ (Kalscheuer, 2005, 223) Ich folge in meiner Kritik einem Verständnis von interkultureller Kommunikation, die ein Vorhandensein dieser territorialen Kulturdimensionen anerkennt. Die dichotomen Gegensatzpaare werden von Welsch (1995) und anderen DenkerInnen transkultureller Theorien als unterkomplex kritisiert. Sind sie das wirklich, oder können sie als Analyseansatz hilfreich sein?

In einer Studie an 116 000 IBM MitarbeiterInnen untersucht Geert Hofstede die Kulturdimension ‚Machtdistanz‘ (vgl. Hofstede, 2003, 83ff) ‚Individualismus/Kollektivismus‘ (vgl. ebd., 209ff), ‚Unsicherheitsvermeidung‘ (vgl. ebd., 145ff), ‚Maskulinität/Feminität‘ (vgl. ebd., 279ff) und ‚Langzeitorientierung‘. (vgl. ebd., 351ff)

Für Edward T. Hall sind die Dimensionen: ‚Raum‘ (vgl. Hall; Hall, 1990, 10ff), ‚Zeit‘ (vgl. ebd., 13ff) und ‚Kommunikation‘ (vgl. ebd., 6ff) entscheidend, um Unterschiede zwischen ‚Kulturen‘ zu postulieren. Unterschiedliches Zeit- und Raumverständnis sowie die Tendenz zu *Low Context*-Kommunikation versus *High Context*-Kommunikation

charakterisieren ‚Kulturen‘. Die Attribute ‚low‘ und ‚high‘ beziehen sich hier auf das Ausmaß, in dem in der Kommunikation der nicht-sprachliche Kontext der jeweiligen Situation für den Informationsfluss eine Rolle spielt. (vgl. ebd., 6f)

Laut Trompenaars ergeben sich kulturelle Unterschiede in drei grundlegenden Lebensbereichen, nämlich im Verhältnis der Menschen zur Zeit (vgl. Layes, 2005, 62), in ihrem Verhältnis zur Natur und in ihrem Verhältnis zu anderen Menschen. (vgl. ebd.)

Demorgon bettet sein Konzept der Kulturdimensionen in eine differenzierte Kulturtheorie ein und vermeidet somit einige Schwachstellen der üblichen Dimensionsmodelle. (vgl. Layes, 2005, 67ff) Bei Hofstedes Ergebnissen wird die Repräsentativität bezweifelt. Kann eine Studie, die ausschließlich innerhalb eines Konzerns durchgeführt wurde, die Einstellungen innerhalb eines Nationalstaates darstellen? Sind die Ergebnisse nur für den aktuellen Zeitraum gültig, oder schreibt man ihnen eine längere Validität zu? Indem Demorgon lediglich einen Analyseraster zu Verfügung stellt, der es Menschen erleichtern soll, über das Handeln anderer differenziert nachzudenken, und keine Attribute zuschreibt, begegnet er diesen Unsicherheiten. (vgl. ebd.)

Margret Steixner ist eine der wenigen WissenschaftlerInnen des deutschsprachigen Raums, die sich mit Kommunikationsprozessen in der Entwicklungszusammenarbeit befassen. Ihr zufolge äußert sich kulturelle Differenz in unterschiedlicher Problemidentifikation und unterschiedlichen Lösungsansätzen. Für uns Menschen wäre es überfordernd, immer wieder aufs Neue zu entscheiden, daher entwickeln wir Regeln, die diesen Prozess erleichtern. „Auch wenn wir Entscheidungen prinzipiell als Individuum treffen, werden diese von kulturellen Skripten geprägt. Diesen [sic] teilen wir mit einer Gruppe von Menschen und erheben das Orientierungsschema somit zu einer kulturellen Norm. Im Rahmen dieses Prozesses schaffen wir Kultur.“ (Steixner, 2007, 1) Die großen Differenzen zwischen den verschiedenen Orientierungssystemen nennt sie „kulturelle Differenzen“. (ebd.) Ihre zentrale These ist, dass diese Differenzen erkannt, anerkannt und gemeistert werden müssen. In ihrem Modell kultureller Differenzen stellt sie den kulturellen Überschneidungsraum als sechsdimensionalen Merkmalsraum dar. Sie folgt dabei bereits bestehenden Modellen kultureller Differenz: wie Hofstede, Trompenaars oder der Theorie der Kulturstandards nach Thomas. Ihr

Modell soll keine Stereotypen und Verallgemeinerungen produzieren, sondern Denkwerkzeuge schaffen, die die Thematisierung von kultureller Materie erlauben. Diese Thematisierung ist unerlässlich, weil „der Impuls, andere nach eigenen Mustern formen zu wollen, nahezu als Instinkt gesehen werden kann, insbesondere wenn der Kulturkontakt von relativ großer kultureller Distanz geprägt wird, wie das im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit der Fall ist.“ (Steixner, 2007, 2) Daher bedarf es im Kulturkontakt einer hohen Selbstreflexion.

Bei dem von Steixner erarbeiteten Modell der kulturellen Differenz handelt es sich um ein Zwiebschalen-Modell. Die Schalen gliedern sich in: kulturelle Grundannahmen (innen), Normen und Werte (in der Mitte) sowie Symbole und Rituale (außen). Das Modell umfasst sechs Achsen, wobei jede Achse eine Variable repräsentiert. Die Bereiche lauten: Beziehungsstile, Denkstile, Kommunikationsstile, Führungsstile, Arbeitsstile und Konfliktstile. Jede Achse hat zwei Pole. Bei den Beziehungsstilen zum Beispiel kann Verhalten auf der Achse zwischen individualistischen und kollektivistischen Stilen eingeordnet werden. Zusätzlich kann durch das Zwiebschalen-Modell die Tiefe bestimmt werden, wodurch sich Dimensionen ergeben. Steixner betont, dass die Bereiche, auch wenn sie als Einzelvariablen dargestellt wurden, in Realität nicht in ihrer Reinform, sondern als komplexe Wirkungsfolge vorkommen. (vgl. Steixner, 2007, 37) Diese sind als interdependente Bereiche zu denken. Das Denkmodell wurde als sechsdimensionaler Raum konzipiert, innerhalb dessen sich ein Spannungsfeld entwickeln kann, welches man als Kulturkontakt bezeichnet. Die Sechsdimensionalität ist grafisch nicht darstellbar, daher werden die Dimensionen einzeln behandelt. Die Verknüpfung der Achsen soll verdeutlichen, dass eine isolierte Betrachtung der einzelnen Dimensionen unmöglich ist. (vgl. Steixner, 2007, 33)

In der vorliegenden Arbeit werden die Kulturdimensionen: ‚Machtdistanz‘, ‚kollektivistische versus individualistische Identität‘, ‚Arbeitsstile‘, und ‚Zeitverständnis‘ zur Analyse herangezogen. Die Kulturdimensionen wurden ausgewählt, weil sie jene Themenbereiche betreffen, die bei den Interviews angesprochen wurden.

8.3 Transkulturelle Kommunikation

8.3.1 Der Kommunikationsbegriff in der transkulturellen Kommunikationswissenschaft

Kommunikation wird in der transkulturellen Kommunikationswissenschaft als: „hochgradig selektive Basisoperation sozialer Systeme verstanden.“ (Löffelholz, 2002, 194) Gesellschaft ist dabei die „erdumspannende Gesamtheit aller Kommunikationen.“ (Kneer/Nassehi, 1993, 155. Zitiert nach: Löffelholz, 2002, 194) Gesellschaft wird damit als Weltgesellschaft konzipiert und nationale Grenzen verlieren zu Gunsten von Sozialsystemen, die die Realität unserer Welt mittlerweile besser widerspiegeln, an Bedeutung. Der Begriff entspringt systemtheoretischen und konstruktivistischen Überlegungen. So kann Kommunikation abstrakt beschrieben werden und ermöglicht vergleichende Analysen, da Interaktionen, Organisationen und Teilsysteme, wie etwa die der Wirtschaft oder der Entwicklungszusammenarbeit gegenübergestellt und verglichen werden können. Vereinfachte Reiz-Reaktionsmodelle werden dadurch vermieden, obgleich die Möglichkeit Kausalitäten herzustellen, erhalten bleibt. Mit dieser Definition geht man nicht mehr nur von einem Transport ‚kultureller Werte‘ bzw. Inhalte von einer Kultur in die andere aus, sondern begreift Kommunikation konsequent als Konstruktion von Kultur. (vgl. Löffelholz, 2002, 194)

8.3.2 Der Kulturbegriff in der transkulturellen Kommunikationswissenschaft

Der Begriff der ‚transkulturellen Kommunikation‘ versucht im Gegensatz zu einem statischen, territorial verankerten Kulturbegriff „nicht diese spezifische Konstellation als Ausgangspunkt zu nehmen, sondern darüber hinaus – insbesondere medial vermittelte Konnektivitäten ‚durch Kulturen hindurch‘ in Betracht zu ziehen.“ (Hepp, Löffelholz, 2002, 14)

Wolfgang Welsch prägte den Begriff der Transkulturalität, wie kaum ein anderer. Vor bald zwanzig Jahren begann er das Konzept zu entwickeln (vgl. Welsch, 2009, 2). Er unterscheidet zwischen zwei Dimensionen des Kulturbegriffs und rät diese zu unterscheiden. Nämlich zunächst die „‚inhaltliche‘ Bedeutung von Kultur, wo ‚Kultur‘ als Sammelbegriff für diejenigen Praktiken steht, durch welche die Menschen ein menschentypisches Leben herstellen.“ (Welsch, 2009, 1) Darunter fallen ihm zufolge: „Alltagsroutinen, Kompetenzen, Überzeugungen, Umgangsformen, Sozialregulationen, Weltbilder und dergleichen.“ (ebd.)

Zweitens bezieht sich der Kulturbegriff auf „die Ausdehnung derjenigen Gruppe (oder Gesellschaft oder Zivilisation), für welche die betreffenden kulturellen Inhalte bzw. Praktiken charakteristisch sind.“ (ebd.) Das heißt, wir haben hier, wenn wir von Kultur sprechen, in den meisten Fällen „auch eine geographische oder nationale oder ethnische *Extension* dieser Praktiken im Sinn.“ (ebd.)

Transkulturelle Kommunikation definiert sich größtenteils im Unterschied zu, und durch die Kritik an traditionell interkulturellen Ansätzen. Am „traditionelle[n] Kugelmodell der Kultur“ (Welsch, 2009, 2), das ihm zufolge Ende des 18. Jahrhunderts stark von Herder geprägt wurde (vgl. ebd.), kritisiert er vor allem die extensionale Dimension.

„Zu diesem Kugelmodell gehört ein internes Homogenitätsgebot und ein externes Abgrenzungsgebot. Im Innenbezug soll die Kultur das Leben eines Volkes im ganzen wie im einzelnen prägen und jede Handlung und jedes Objekt zu einem unverwechselbaren Bestandteil gerade *dieser* Kultur machen; Fremdes ist in dieser Konzeption minimiert. Und im Außenbezug gilt strikte Abgrenzung.“ (ebd.)

Kulturen, die als Kugeln aufgefasst werden, können nicht wirklich miteinander kommunizieren oder etwa einander durchdringen, sondern sich nur gegenseitig „stoßen“. (Herder, [1774] 1969, 45. Zitiert nach: Welsch, 2009, 2f) Dieses Konzept sieht er als Geburtsstätte des Theorems vom „clash of civilizations“ (Welsch, 2009, 3) Auch Hepp und Löffelholz kritisieren den Großteil der Ansätze der internationalen bzw. interkulturellen Kommunikation. Diese basieren ihnen zufolge auf einer traditionell westlich normativen Vorstellung der Nation und der Kultur, die oft unreflektiert als Ausgangspunkt für weitere Überlegungen zu Kommunikationsprozessen dient. (vgl. Hepp; Löffelholz, 2002, 13) Wie in der vorliegenden Arbeit bisher gezeigt wurde, gibt es aber auch kritische Reflektionen des Kulturbegriffs, die von interkulturellen TheoretikerInnen ausgehen. (Siehe S. 35f i.d.v.A)

Oft spricht man von *den* Deutschen, *den* Indern, *dem* arabischen Raum oder *Afrika*. Auch Hofstede, Hall oder Trompenaars vergleichen, anhand ihrer erarbeiteten Kulturdimensionen, Nationalstaaten miteinander. „Eine solche Gleichsetzung von Kulturen und Nationen sowie die damit einhergehenden Grenzsetzungen und Betonungen von Unterschieden verfestigen eine seit dem Aufkommen von Nationalstaaten verbreitete nationenbezogene Stereotypbildung. Damit geht konzeptionell ein Ausschluss von dem Anderen – Minderheiten und Fremden – einher“ (Hartnack; Schreiner, 2008, 3), der die Heterogenität von Gesellschaften

vernachlässigt. Empirisch lässt sich kaum noch belegen, dass es ethnische, sprachliche, religiöse und Werte bildende Einheiten gibt, die für alle Mitglieder der jeweiligen Nation bzw. Region identitätsstiftend sind. (vgl. ebd.) Die Bürgerrechtsbewegung der Afroamerikaner, die Frauenbewegung, sowie antikoloniale und postkoloniale Intellektuelle haben daran gearbeitet, ethnische, regionale, soziale, geschlechts- oder altersspezifische Besonderheiten sichtbar zu machen und Machtstrukturen aufzuzeigen, die sich auch in kognitiven Hegemonien ausdrücken. (vgl. ebd.) Auch interkulturell orientierte asiatische WissenschaftlerInnen arbeiten seit einigen Jahren den impliziten Euro- und Ethnozentrismus populärer Theorien und Modelle heraus. Damit eröffnen sie neue inhaltliche Zugänge zur Thematik:

„Statt von dem in sich geschlossenem, relativ statischen Eisbergmodell von Kultur und binären Konstrukten, wie Individualismus/Kollektivismus auszugehen, rücken z.B. Min-Sun Kim (2002) oder Byung-Chul Han (2005) konzeptionell sich ständig verändernde Netzwerke nach dem Muster weit verzweigter, komplexer Verwandtschaftsstrukturen oder Rhizome in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses.“ (Hartnack; Schreiner, 2008, 3)

Welsch sieht in inter- und multikulturellen Verfahren zweistufige Konzepte: Im ersten Schritt werden unterschiedliche und begrenzte Kulturen postuliert, und im zweiten Schritt wird die Frage aufgeworfen, wie Mitglieder dieser Kultur miteinander kommunizieren können. (Welsch, 1992, 5) Der erste Schritt, nämlich territorial begrenzte Kulturen zu postulieren, ist für Welsch problematisch und in der heutigen Zeit nicht mehr zulässig. Er sieht eine voranschreitende Deterritorialisierung, bei der alte Kulturen von neuen Lebensformen ersetzt werden. Medien und die Globalisierung führen zu diesen Entwicklungen. Transkulturalität möchte zwei Seiten zeigen: Erstens dass wir uns heute jenseits von klassischen Kulturauffassungen bewegen und zweitens, dass neue Lebens- und Kulturformen die alten Konzepte durchdringen. (vgl. ebd.)

Während die Dependenz- oder Imperialismustheorien Kulturen als geschlossene Einheiten begreifen, welche von globalen Medien beeinflusst werden und lediglich auf Input reagieren, liegt bei der transkulturellen Kommunikationsforschung das Erkenntnisinteresse auf den Transformationsprozessen.

Hartnack und Schreiner stellen zur Diskussion, dass es sich beim Begriff der ‚interkulturellen Kommunikation‘ im Grunde um eine Tautologie handelt. Kommunikation sei immer in der einen oder anderen Form ‚interkulturell‘.

„Keine zwei Personen können im Laufe ihres Lebens identische Erfahrungen gemacht haben. Daher fließt in jede Kommunikation zwischen zwei Menschen auch ihre jeweilige kulturelle Prägung mit ein. Insofern

fallen auch Gespräche zwischen Angehörigen einer Nation unter den Begriff der interkulturellen Kommunikation.“ (Hartnack; Schreiner, 2008, 3)

Besonders einleuchtend scheint mir hier die Vorstellung eines Gesprächs zwischen einem älteren österreichischen Bergbauern und einem jungen österreichischen DJ aus Wien. Hier gibt es, trotz der gemeinsamen Nationalsprache, wahrscheinlich größere Kommunikationshindernisse als bei zwei Bergbauern beziehungsweise zwei DJs aus je unterschiedlichen Erdteilen. Stuart Hall hat schon früh erkannt, dass durch die stärker global vernetzten Medien, durch die weltweite Vermarktung von Stilen und Bildern, Identitäten von bestimmten Zeiten, Orten, Geschichten und Traditionen entbunden werden. (vgl. Hall, 1992, 303. In: Hepp; Löffelholz, 2002, 15)

Für Hakan Gürses fällt die Kritik an der Interkulturalität viel zu pauschal aus. In nicht wenigen Fällen ist sie von einer „Theorien-Konkurrenz“ (Gürses, 2009, 2) getragen:

„etwa beim Versuch, sie durch *Transkulturalität* zu ersetzen; im Wesentlichen aber auch bei der postkolonialen Schelte. Im ersten Fall ist der wortverliebte Umgang mit den Vorsilben (,Trans’ oder ,Inter’?) ein Indikator für die Überzeichnung theoretischer Differenzen;“ (ebd.)

In der vorliegenden Arbeit konzentriere ich mich auf Transkulturalität als Analysekatgorie und distanziere mich ausdrücklich von den normativen Ansprüchen, die der Transkulturalität zum Beispiel von Demorgon und Kordes attestiert werden. Erstens fassen diese in ihrem Plädoyer für Interkulturalität die Theorie der Transkulturalität lediglich über Fienkielkrauts Abgrenzung zum Multikulturalismus zusammen, nämlich folgendermaßen:

„Theorie der transkulturellen Perspektive: Von Kultur nur im Plural zu sprechen bedeutet, den Menschen verschiedener Epochen oder Zivilisationen die Möglichkeit zu verweigern, über denkbare Bedeutungen und Werte, die über ihren Entstehungsbereich hinausgehen, miteinander in Beziehung zu treten.“ (Fienkielkraut, 1987, 41. Zitiert nach: Demorgon; Kordes, 2006, 31)

Zweitens postulieren sie die Existenz eines „transkulturellen Laizitätsprinzips“ (Demorgon; Kordes, 2006, 32), das von Frankreich in Anspruch genommen wird und konsequenterweise zum Verbot des Kopftuchs an öffentlichen Einrichtungen führt. (vgl. Demorgon; Kordes, 2006, 33) Laizität und Transkulturalität sind zwei unterschiedliche Konzepte. Es war mir nicht möglich, ein solches transkulturelles Prinzip außer bei Demorgon und Kordes zu finden. Aber selbst wenn sich die französische Politik des Begriffs der Transkulturalität bedient, kann nicht der Rückschluss gezogen werden, dass eine transkulturelle Analysekatgorie eine

solche Maßnahme legitimiert. Eine normative Interpretation und politische Instrumentalisierung des Ansatzes darf nicht herangezogen werden, um das theoretische Konzept zu entwerten. Selbiges, nämlich dass eine unzulässige politische Instrumentalisierung nicht zur Verdammung eines gesamten Theoriekonzepts führen kann, gilt natürlich auch für interkulturelle Theorien. Die Kritik der Transkulturalität an der Interkulturalität vernachlässigt die Heterogenität des interkulturellen Diskurses genauso, wie die Kritik interkultureller AutorInnen die Heterogenität des transkulturellen Diskurses vernachlässigt.

8.4 Zusammenfassung und Fazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich die Konzepte der Inter- und Transkulturalität auf den ersten Blick vor allem aufgrund ihrer unterschiedlichen Kulturbegriffe unterscheiden. Die zu Beginn des Kapitels angeführten Begriffsdefinitionen von Max Weber, Clifford Geertz und Martin Löffelholz werden durch Amartya Sens Beitrag über die Rolle von Kultur für ‚Entwicklung‘ ergänzt. Im Rahmen dessen wird die Problematik von Kulturalismus und Kulturalisierung thematisiert.

Im nächsten Schritt wurde der Begriff der interkulturellen Kommunikation erörtert. AutorInnen einer transkulturellen Perspektive kritisieren am Konzept der Interkulturalität, einem „traditionelle[n] Kugelmodell der Kultur“ (Welsch, 2009, 2) anzuhängen, in dem Kulturen sich gegenseitig stoßen und weder miteinander kommunizieren, noch sich durchdringen können. Für Wolfgang Welsch ist es vor allem die geographische, nationale oder ethnische Extension der kulturellen Inhalte, die die heutige Lebenswelt nicht mehr korrekt beschreiben kann. Er sieht eine voranschreitende Deterritorialisierung, wo alte Kulturen von neuen Lebensformen ersetzt werden. Medien und Globalisierung führen zu diesen Entwicklungen.

Es ist offensichtlich, dass in der Forschung zur interkulturellen Kommunikation ein Kulturverständnis beobachtet werden kann, das sich nationalstaatlich definieren lässt. Geert Hofstede, Fons Trompenaars, Edward T. Hall haben Kulturdimensionen erarbeitet, anhand derer sie Nationalstaaten in Relation zueinander setzen. Laut Kalscheuer gehören diese „beinahe zum *common sense* des 'interkulturellen Unternehmens' insgesamt“ (Kalscheuer, 2005, 223). Ich folge in meiner Kritik einem Verständnis von interkultureller Kommunikation, die ein Vorhandensein dieser

territorial begrenzenden Kulturdimensionen anerkennt, möchte aber betonen, dass diese innerhalb des Interkulturalitätsdiskurses nicht unumstritten sind. Denn auch von TheoretikerInnen der Interkulturalität gibt es vehemente Kritik am nationalstaatlich definierten Kulturbegriff. So setzt sich zum Beispiel Stephanie Rathje kritisch mit diesem Thema auseinander und verweist unter anderem auf Stefan Krotz, Georg Auernheimer, Jürgen Straub und Linck Gudula, die wie viele andere einen so definierten Kulturbegriff als problematisch erachten. Interkulturelle Kommunikation soll demzufolge als Interaktion zwischen unterschiedlichen Gruppen oder Kollektiven, denen jeweils eine eigene Kultur zugerechnet werden kann, bezeichnet werden. Der Fall internationaler Interaktion wird in diesem Ansatz als Spezialfall eingeschlossen. (vgl. Rathje, 2006, 11) Innerhalb der interkulturellen Pädagogik wird eine Überbetonung der Andersheit, die wiederum diese Andersheit generiert, kritisiert und gefordert, die Fallen des interkulturellen Feldes immer wieder bewusst zu machen. (vgl. Castro Varela, 2007, 7) Es gibt also Ansätze in der Interkulturalität, die Kritik aus politischer Sicht, nämlich den zentralen Stellenwert des Kulturbegriffs in rassistischen und kolonialistischen Lehren und Praktiken, zu berücksichtigen und gegen ebensolche Tendenzen zu arbeiten. Hakan Gürses sieht im wortverliebten Umgang mit den Vorsilben ‚Trans‘ oder ‚Inter‘ einen Indikator für die Überzeichnung theoretischer Differenzen. (vgl. Gürses, 2009, 2) In der Tat ist eine klare Trennung der Konzepte schwer möglich, da zu viele AutorInnen sie unterschiedlich definieren.

Für mich ist die Besonderheit der Transkulturalität die konsequente Ablehnung eines geographisch, ethnisch oder nationalstaatlich begrenzten Kulturbegriffs. Diese eröffnet Raum für eine verstärkte Analyse von Kulturunterschieden vertikaler Natur, wie wir sie zum Beispiel zwischen dem Bewohner eines Villenviertels und dem eines Arbeiterbezirks innerhalb derselben Stadt finden. Diese Unterschiede existieren unabhängig davon, ob einer der beiden Migrationshintergrund hat oder nicht. (vgl. Welsch, 1994, 4) Wobei der Schwerpunkt einer transkulturellen Kommunikationstheorie darauf liegt, dass es keine abgeschlossenen Kulturkreise gibt, sondern dass durch ständige Kommunikationsprozesse Grenzen von Kulturen verschwimmen und sich Synergien und neue Kulturräume entwickeln. (vgl. Hepp; Löffelholz, 2002, 11f) Daher gilt eben diesen Synergien und Kulturräumen das Forschungsinteresse. In der vorliegenden Arbeit konzentriere ich mich auf Transkulturalität als Analysekatgorie und distanzriere mich ausdrücklich von legistischen Ansprüchen, die der Transkulturalität zum Beispiel von Demorgon und Kordes attestiert werden.

Transkulturalität kann nicht mit Universalismus gleichgesetzt werden, sondern muss als Konzept verstanden werden, das die Thematisierung von kulturellen Differenzen erlaubt, die nicht territorial oder ethnisch gebunden sind.

9 Kommunikationstheorie aus einer indischen Perspektive

9.1 Aktueller Stand der Forschung

Wenn – wie in dieser Arbeit – die Bedürfnisse indischer Organisationen in Kommunikationsprozessen mit Geberinstitutionen ermittelt werden sollen, scheint mir eine Ergänzung der westlichen Theoriekonzepte durch Thesen aus einem traditionell indischen Kontext absolut notwendig. Jedoch wird der kommunikationstheoretische Diskurs, global gesehen, zweifellos von der modernen Theorie des ‚Westens‘ dominiert. Führende asiatische Wissenschaftler haben meist eine Ausbildung an westlichen Universitäten genossen und daher deren Konzepte übernommen. Dabei wird unterschätzt, wie bereichernd die Einflüsse asiatischer Philosophien sein können. Wenn wir uns mit traditionell indischen Konzepten befassen, erkennen wir rasch, dass am akademischen Sektor Indiens das Erkenntnisinteresse vor allem der Massenkommunikation gilt. Als Wimal Dissanayake 2003 den aktuellen Stand der Forschung im Bereich der allgemeinen asiatischen Kommunikationstheorien dokumentierte, schrieb er: „very little effort is made, except by a handful of scholars, to understand communication from an Asian perspective.“ (Dissanayake, 2003: 18)

Westliche Konzepte werden von asiatischen TheoretikerInnen laut Mario Antonius Birowo und Thomas Hanitzsch primär aus soziologischer und methodologischer Perspektive kritisiert. Soziologisch konzentrieren sich westliche Theorien zu stark auf das Individuum. „Soziologische Strukturen würden ebenso ignoriert wie die Rolle von Kultur“ (Birowo; Hanitzsch, 2002, 775) Auch die zum Teil nur wenig vorhandene Praxistauglichkeit wird bemängelt. (ebd.) Für Dissanayake stellt der dominierende Charakter ‚linearer Flussmodelle‘ die größte Schwierigkeit dar. 1984 veröffentlichte Dissanayake seine erste Publikation mit dem Titel: „Why We Need Asian Theories of Communication“. Sein Anliegen einer stärkeren Präsenz asiatischer Kommunikationstheorien verfolgt er seit nunmehr 25 Jahren und ist zu einer Schlüsselfigur für all jene geworden, die Kommunikation aus asiatischer Perspektive verstehen wollen. Sein Ansatz, asiatische Ideen als Grundlage und Orientierungshilfe für eine indische Kommunikationstheorie zu verwenden, entspricht dem Konzept des

Eisbergmodells. Wie schon erwähnt wird dabei davon ausgegangen, dass in Bezug auf die jeweilige Kultur Sprache, Verhaltensweisen, Essgewohnheiten, religiöse Praktiken und andere äußere Erscheinungsformen zu den sichtbaren Aspekten; Denkweisen, Zeit- und Raumverständnis, moralische Haltungen, Werte und Glaubensvorstellungen hingegen zu den unsichtbaren gehören. Diese unsichtbaren Aspekte sollten verstärkt ins Bewusstsein geholt werden, um sich durch Kenntnis der Unterschiede besser auf antizipierte Herausforderungen interkultureller Kommunikation vorbereiten zu können. Beispielhaft für diese Vorgangsweise ist seine Abhandlung über die Philosophie Nagarjunas und ihre Implikationen für die indische Kommunikationstheorie. (vgl. Dissanayake, 2007, 34ff)

Theorie ist nicht von der Praxis losgelöst, sondern als kritische Reflexion derselben zu denken. (vgl. Dissanayake, 2003: 20) Dieser enge Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis ist es auch, der die klassisch indische Philosophie so interessant für die aktuelle Kommunikationsforschung macht. Wenn wir von der Annahme ausgehen, dass Kommunikation eine zielgerichtete Handlung ist, so liegt der Schluss nahe, dass die zugrunde liegenden Ideen, Vorstellungen und Motivationen des Senders sowie des Empfängers ebendiese Kommunikationshandlung beeinflussen. Aus Indien, China, Japan und anderen Ländern des asiatischen Raums sind vielschichtige Kulturen hervorgegangen. Keine Kultur kann sich ohne ein starkes Kommunikationssystem entwickeln. So unterschiedlich die Kulturen innerhalb des asiatischen Raums sind, so verschieden sind auch deren Kommunikationstheorien. Wenn hier also von einer Kommunikationstheorie ‚aus indischer Perspektive‘ die Rede ist, wird nicht davon ausgegangen, dass es EINE Perspektive gibt, sondern es wird lediglich der Versuch einer Annäherung unternommen.

Ein elaboriertes kommunikationstheoretisches Konzept aus indischer Perspektive, das sich zur Analyse eignen würde, gibt es noch nicht. Dissanayake bewegt sich hier gemeinsam mit Jayaweera an den Anfängen. Einen Eintrittspunkt in das indische Denken erhält man, wenn man sich die ‚systematische, hinduistische‘ Logik ansieht. Diese beruht - im Unterschied zur aristotelischen Logik – mehr auf Erfahrung und Beispiel, denn auf Prämissen. (vgl. Dissanayake, 1988. Zitiert nach: Birowo/Hanitzsch, 2002, 778) Ram Adhar Mall schreibt dazu: „Das Primat der Wahrnehmung im indischen Denken mag auch dazu geführt haben, daß es an bloß formalen Sachverhalten wenig Interesse zeigte.“ (Mall, 1998, Abs. 57)

Die einzig existierende Realität ist Brahman, der von Birowo Hanitzsch als „Äquivalent

zu Gott“ (ebd.) bezeichnet wird. Die pluralistische Realität besitzt nur eine scheinbare Realität. Die absolute wahre Realität ist sowohl Grundlage des beobachteten Objekts, als auch des beobachtenden Subjekts und überschreitet beides. Sie ist nicht weiter unterscheidbar, da es die Differenzierung zwischen A und Nicht-A nicht gibt. Alles bildet eine Einheit. Das Erkennen von Realität ist nur durch die Auflösung der Differenz von universalisierter und individualisierter Form des Selbst möglich. (Dissanayake 1988. Zitiert nach: Birowo/Hanitzsch, 2002, 778) „Die Bestimmung von Wahrheit wird für Inder nicht durch Sprache, Logik oder Rationalität gestützt, sondern kann einzig durch Intuition erreicht werden.“ (Dissanayake, 1987. In: Birowo/Hanitzsch, 2002, 778) Ich möchte anhand zweier Beispiele, in denen sich Auffassungen einer so genannten westlichen und einer so genannten indischen Philosophie unterscheiden, verdeutlichen, welche Potenziale die asiatischen Denkschulen bieten. Es handelt sich hierbei um grundlegende Annahmen, die sowohl für die Zielsetzung und Durchführung von Entwicklungsprojekten, als auch - laut Dissanayake - für eine Kommunikationstheorie von Relevanz sind.

9.2 Vielfalt als Grundlage einer indischen Perspektive

Nachdem 1985 bei einer Konferenz über die Einflüsse der Kulturindustrie auf 20 Nationen der ‚Ersten und Dritten Welt‘ Indien entgegen aller Annahmen und Konzepte aus dem Rahmen fiel, schrieb Usha Vyasulu Reddi damals aus einer indischen Perspektive darüber, weshalb westliche Kommunikationstheorien im indischen Kontext nicht anzuwenden sind. Sie bezieht sich dabei auf Jawaharlal Nehru: Das indische System widersetzt sich jeglicher Uniformität! Durch die enorme Diversität innerhalb Indiens mit seiner langen kulturellen Geschichte und einer gemeinsamen Zukunft hat sich ein *Spirit* der Vielfalt entwickelt. Der indische Charakter und die indische Kultur sind ein umfassendes System, in dem logische Gegensätze friedlich nebeneinander existieren, wo unterschiedliche Elemente zusammengehalten werden aber nicht ineinander übergehen. (vgl. Reddi, 1985, 3f)

9.3 Binäres Denken

Wimal Dissanayake sieht in binärem Denken einen Missstand, der auf vielfältige Weise mit der Frage des Essentialismus verbunden ist. (vgl. Dissanayake, 2003, 28) Besonders stark ist die alles durchdringende Präsenz des binären Denkens in Bezug auf Ost und West, aber auch in der moralisch wertenden Wahrnehmung von: richtig/falsch,

gerecht/ungerecht, entwickelt/unterentwickelt. Wenn wir vom ‚Osten‘ und vom ‚Westen‘ sprechen, dann sprechen wir nicht von zwei komplett unabhängigen Einheiten, die sich widersprüchlich gegenüber stehen. China oder Indien oder Korea sind nicht einheitlicher als ‚der Westen‘. Die asiatischen Kulturen haben im konstanten Austausch miteinander gelebt und sich in ihrem Denken, ihrem Verhalten und in ihren Vorstellungen immer wieder gegenseitig beeinflusst. Indien ist ein Vielvölkerstaat, der Menschen unterschiedlicher Religionen, Sprachen und kultureller Hintergründe beherbergt. Durch die Einflüsse der Kolonialzeit kam es zu einem Austausch von Denkmustern und Vorstellungen (vgl. Dissanayake, 2003, 28f) Daraus folgert er, dass es kontraproduktiv und kurzsichtig wäre westliche TheoretikerInnen bei der Erarbeitung von Kommunikationstheorien nicht zu berücksichtigen und ihre Erkenntnisse als rein eurozentristisch zu bezeichnen. Stattdessen plädiert Dissanayake für ein Aufgreifen und Reflektieren der Ideen. (vgl. ebd., 25)

„Once again, this binarism is only a tactical manoeuvre. Once the lay of the land has been identified, we need to move as quickly as possible from this binaristic mode of thinking. Cultural essentialism results in separating India, China, Japan or Thailand from the rest of the world, and all things associated with the country is superior to those of others. This is the outcome of a strong reaction to the West, but ultimately it can become self-defeating. We need to guard ourselves against these dangers.“ (Dissanayake, 2003, 28)

Binäres Denken finden wir auch in den postulierten Gegensätzen der Kulturdimensionen von Hall, Trompenaars und Hofstede.

9.4 Unterschiede zwischen indischen und transkulturellen Ansätzen

Birowo und Hanitzsch argumentieren in ihrem Beitrag „Asiatische oder transkulturelle Perspektive“ (2002), dass den Erfordernissen unserer komplexen Gesellschaft nur mit einer transkulturellen Perspektive begegnet werden kann. Denn:

- Globalisierung, und somit die Verflechtung in allen Kommunikationsbereichen, ist eine Realität;
- riskante Entwicklungsstrategien haben ökologische, wirtschaftliche und soziale Folgen, die sich nicht mehr lokal begrenzen lassen. Über ‚Entwicklung‘ muss global nachgedacht werden, unter Einbeziehung von Ost und West, Nord und Süd. Hier muss auch die Wissenschaft mitziehen;
- die Begegnungen von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen nehmen quantitativ zu und erfordern transkulturelle Kompetenzen;

- der Begriff der Transkulturalität verdeutlicht die ständige Transformation, die bei interkulturellen Prozessen unweigerlich geschieht.(vgl. Birowo; Hanitzsch, 2002, 788f)

Für eine asiatische Perspektive spricht, dass sie Fragen nach kulturellen Einflüssen auf Kommunikationsprozesse stellt, zum Beispiel nach den Auswirkungen von indirekter Kommunikation, die in den Ländern Asiens verbreitet ist. Das Bedürfnis nach einem asiatischen Profil bzw. einer *eigenen* Identität der Kommunikationstheorie scheint sehr stark zu sein.

Herausforderungen verlangen nach lokalen und regionalen Lösungen. Regionale Probleme bedürfen regionaler AkteurInnen und Kompetenzen. Eine bessere wissenschaftliche Vernetzung und Zusammenarbeit in Asien sei wünschenswert. (vgl. Dissanayake, 1984, 41) Die Verfechter einer asiatischen Perspektive legen den normativen Schwerpunkt auf eine regionale und lokale Gestaltung der Öffentlichkeit, wohingegen die transkulturelle Seite eine globale Öffentlichkeit, aus dem Verständnis einer Weltgesellschaft heraus, anvisiert. (vgl. Birowo; Hanitzsch, 2002, 788f)

Für die transkulturelle Perspektive spricht, dass interkulturelle Begegnungen zunehmen und sich somit ständig neue und transformierende Kommunikationskulturräume herausbilden, die sich als Forschungsfeld anbieten. Medienunternehmen arbeiten zunehmend transnational und verfügen über transkontinentale Reichweiten (Satelliten, Internet). Ökonomisch nehmen Verflechtungen zu und um die Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft zu bewältigen, brauchen wir eine global vernetzte Wissenschaft. (vgl. ebd.)

Transkulturelle Ansätze stellen sehr wohl die Machtfrage und arbeiten zu hegemonialen Gesellschaftsordnungen, allerdings denken sie nicht in territorial begrenzten Kulturbegriffen, sondern in sozial definierten Räumen.

Birowo und Hanitzsch stellen die Frage, ob die ‚asiatische‘ oder die ‚transkulturelle‘ Kommunikationstheorie aktuelle Phänomene besser erklären kann. „Braucht die Kommunikationswissenschaft für ‚regionale Phänomene‘ eine ‚regionale Perspektive‘?“ Sie selbst plädieren für Nein. Jedoch scheinen sie außer Acht zu lassen, dass wenn Reddi von Vielfalt und Dissanayake von der Ablehnung binären Denkens schreiben, hier von wertvollen philosophischen Ansätzen ausgegangen werden kann, die in transkulturelle Konzepte integriert werden könnten.

9.5 Die Rolle der Sprache

In der EZA treffen Akteure unterschiedlicher Muttersprachen aufeinander, gängige Arbeitssprache ist Englisch. Das führt in vielen Regionen, unter anderem aufgrund der unterschiedlichen Sprachkenntnisse von Beteiligten, zu Komplikationen. Da Englisch in Indien aber ohnehin offizielle Landessprache ist, kommt diesem Punkt in der vorliegenden Arbeit wenig Bedeutung zu.

Kazuma Matoba und Daniel Scheible beziehen sich auf Wygotski (1969) und dessen Ausführungen, dass Sprache nicht nur das Medium äußerer Kommunikation zwischen Menschen ist, sondern auch ein inneres Medium, das uns hilft zu denken und unsere Umwelt zu repräsentieren, systematisieren und organisieren. Äußeres Sprechen im Rahmen sozialer Kommunikation und inneres Sprechen während des Denkens bedingen einander gegenseitig. Ohne diese Funktionen der Sprache wäre weder kulturelle noch individuelle Entwicklung denkbar. Auch Mead sieht das Symbolsystem Sprache als Kernpunkt menschlichen Soziallebens. (Mead, 1934. Zitiert nach Matoba; Scheible, 2007, 10) Diese grundlegende Funktion führt hingegen auch dazu, dass kulturelle Unterschiede Sprache nicht nur als Medium sozialer Kommunikation beeinflussen, sondern dass unterschiedliche Sprachen auch zu Unterschieden im Denken führen. (vgl. ebd.)

10 Der Diskursbegriff

Mitunter als „Allerweltswort“ (Schalk, 1997/98: 61. Zitiert nach: Keller, 2008, 99) betitelt, ist der Diskursbegriff aus den Sozialwissenschaften nicht mehr wegzudenken. Da die Post-Development-Theorie, auf die im empirischen Teil noch genau eingegangen wird, auf eine an Foucault orientierte Diskursanalyse zurückgreift, soll hier ein grober Überblick über das Foucaultsche Verständnis und die für die transkulturelle Kommunikationstheorie relevante (vgl. Matoba; Scheible, 2007) Habermas'sche Definition gegeben werden.

10.1 Diskursbegriff nach Foucault

Die wohl bedeutendste Definition des Begriffs ist jene, die aus dem Verständnis Michel Foucaults geschlossen wird. Diskurse sind ihm zufolge mehr als bloße Sprache. Über das bloße Benennen hinaus charakterisiert den Diskurs die Fähigkeit, Beziehungen zwischen „Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Techniken, Klassifikationstypen und

Charakterisierungsweisen herzustellen". (Foucault, 1997 [1969]⁷, 68) Mit Entwicklungsdiskurs ist also die Struktur, die Art und Weise wie über einen Gegenstand kommuniziert wird, gemeint. Diskurse sind hingegen nicht singular zu denken, denn *die* Medizin; *die* Psychiatrie, *die* Ökonomie („wie kann man behaupten, dass es sich von den Physiokraten bis Keynes ununterbrochen um dieselbe Ökonomie handelt?“ (vgl. Foucault, 2005a [1968], 26)) sind vielseitig. Der Diskurs kann in keinem dieser Fälle „die Totalität der Geschichte in seiner Einheit einer formalen Architektur rekonstruieren.“ (ebd., 27) Selbiges muss in der Entwicklungsforschung für Entwicklungsdiskurse gedacht werden. Bei Foucaults Arbeit können wir von einem Versuch sprechen, „die Diversität *der* Systeme und das Spiel *der* Diskontinuitäten in der Geschichte *der* Diskurse“ einzuführen. (ebd., 37) Aufgrund seiner Verwendung des Diskontinuitätsbegriffs wurde er von manchen als strukturalistischer Historiker bezeichnet (vgl. Foucault, 2005c [1977], 85), wovon er sich distanziert: „Ich sehe niemanden, der antistrukturalistischer sein kann als ich.“ (ebd., 88)

Im Kern geht es bei Foucault um Symbolanalyse, wobei angenommen wird, dass symbolische Ordnungen eben nicht zufällig, sondern systematischer Natur sind, die in ihrer Struktur bzw. Regelmäßigkeit analytisch bearbeitet werden kann. Es geht also um die Beziehung zwischen Wissen und Macht. Diese Beziehung ist auch von politischer Relevanz: „Es existiert gegenwärtig eine Praxis, die für die politische Praxis nicht ohne Bedeutung ist: das Problem des Status, der Bedingungen und der Ausübung, des Funktionierens, der Institutionalisierung wissenschaftlicher Diskurse. Deren historische Analyse habe ich in Angriff genommen.“ (Foucault, 2005a [1968], 45)

Was das Interesse an Diskontinuitäten in wissenschaftlichen Diskursen betrifft, ist es nicht der Wechsel im Inhalt, die Widerlegung von Irrtümern, beziehungsweise das „Ans-Licht-bringen neuer Wahrheiten, und es ist ebensowenig eine Abwandlung der theoretischen Form (Erneuerung des Paradigmas, Modifizierung von systematischen Gesamtheiten); was in Frage steht, ist das was die Aussagen *regelt*, und die Art und Weise, wie sie einander *regeln*, um eine Gesamtheit wissenschaftlich akzeptabler Aussagen zu bilden, die folglich auch mittels wissenschaftlicher Verfahren bestätigt oder entkräftet werden können. Alles in allem ein Problem der Ordnung, der Politik der wissenschaftlichen Aussage.“ (ebd., 86f) Foucault kritisiert eine Denktradition, die von der Vorstellung geprägt ist, dass es Wissen nur dort geben kann, wo es keine

⁷ Die in [Klammer] stehende Jahreszahl bezeichnet das Ersterscheinungsjahr. Ich erlaube mir diese Angabe, um für die LeserInnen die Entstehungszeit der zitierten Werke in Foucaults langer Schaffensperiode nachvollziehbar zu machen.

Machtverhältnisse gibt, und es sich nur dort entfalten kann, wo Anordnungen und Befehle fehlen. (vgl. Foucault, 1998 [1975], 39) Auch solle man nicht glauben, dass Macht wahnsinnig macht und man nur unter Verzicht auf sie wissend werden kann. Vielmehr geht er davon aus, dass Macht Wissen hervorbringt. Sie fördert nicht nur Wissen, wendet es an und nutzt es aus, sondern bringt es richtiggehend hervor. (vgl. ebd.) Die Frage bei Foucault lautet nicht, wie Macht sich manifestiert, sondern wie sie ausgeübt wird, „also was da geschieht, wenn jemand, wie man sagt, Macht über andere ausübt.“ (Foucault, 2005d [1982], 251)

Seinem Verständnis zufolge geht der Diskursbegriff über die Grenzen von Sprache hinaus, das Gesagte manifestiert sich als Praxis. Denn Diskurse sind nichts Zufälliges, Arbiträres. Vier Begriffe erachtet er als zentral für die Analyse: Ereignis, Serie, Regelmäßigkeit und Möglichkeitsbedingung (vgl. Foucault, 2000, 35) Sein Interesse gilt in Zusammenhang mit Macht auch der Untersuchung von Beschränkungen respektive der Begrenzung von Diskursen. Er postuliert Kontroll- und Disziplinierungspraktiken, sie regeln die Normierung des Diskurses, und ihnen gilt seine Aufmerksamkeit. Beispielsweise in: Überwachen und Strafen (1998 [1977]); Die Ordnung des Diskurses (2000 [1971]) oder in seiner Auseinandersetzung mit Sexualität und Macht.

Die Methode der Diskursanalyse, die sich aus ethnomethodologischen und hermeneutischen Analysemethoden herausgebildet hat, ist wohl eine der wichtigsten Foucault-Rezeptionen. Foucault versuchte zu zeigen, in welche Richtung eine Analyse der Macht gehen könnte, "die sich nicht auf einen juristischen, rein negativen Machtbegriff beschränkt, sondern den Gedanken einer Technologie der Macht entwickelt" (Foucault, 2005b [1976], 221) Seine Konzepte sind für unterschiedliche Interpretationen offen. Das kann ihm einerseits als Schwäche ausgelegt werden, sofern wir die absolute Fassbarkeit von Inhalten innerhalb der Wissenschaften anstreben, andererseits handelt es sich dabei auch um eine Stärke, da uns die vielseitig anwendbaren Ansätze ein offenes Forschungsfeld ermöglichen. Die Machtebene wird von Foucault in seinen Arbeiten immer berücksichtigt. Denn Macht strukturiert Diskurse und lässt manche davon wahrscheinlicher und präsenter sein als andere. Diskurse bilden auch selbst Macht und die "Maschen der Macht" (Foucault, 2005b [1976], 220), d.h. wie Macht verzahnt ist, stehen im Zentrum des Interesses. Macht wird hierbei nicht gewertet, sondern lediglich als Realität wahrgenommen:

„Man muss aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur ausschließen, unterdrücken, verdrängen,

zensieren, abstrahieren, maskieren, verschleiern würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches.“ (Foucault, 1998 [1977], 250)

10.2 Diskursbegriff nach Habermas

Habermas geht von kulturellen Universalien aus und postuliert eine universell gültige Fähigkeit des Menschen zum Dialog. Der Ausdruck dieser Universalien verändert sich im Laufe der Zeit und kann von Gegend zu Gegend variieren. (vgl. Matoba; Scheible, 2007, 15) Er versucht in seiner Theorie des kommunikativen Handelns und seiner Universalpragmatik jenes Regelsystem zu rekonstruieren, das notwendig wäre, um dialogische Kommunikation herzustellen. (vgl. Habermas, 1971) Die Unterscheidung zwischen kommunikativem Handeln und Diskurs wird von Habermas folgendermaßen dargestellt:

„Wir können mithin zwei Formen der Kommunikation (oder der Rede) unterscheiden: kommunikatives Handeln (Interaktion) auf der einen Seite, Diskurs auf der anderen Seite. Dort wird die Geltung von Sinnzusammenhängen naiv vorausgesetzt, um Informationen (handlungsbezogene Erfahrungen) auszutauschen; hier werden problematisierte Geltungsansprüche zum Thema gemacht, aber keine Informationen ausgetauscht. In Diskursen suchen wir ein problematisiertes Einverständnis, das im kommunikativen Handeln bestanden hat, durch Begründung wiederherzustellen.“ (Habermas, 1971, 119)

Kommunikatives Handeln passiert mit jedem Kommunikationsakt. Da Reflektion, Antizipation und Rekonstruktion dabei aber nicht explizit gemacht werden, können Äußerungen unter Umständen nicht verstanden oder als nicht handlungsleitend akzeptiert werden. (vgl. Matoba; Scheible; 2007, 15) Hier kann metakommunikative Verständigung einsetzen, wobei der Ablauf des kommunikativen Handelns unterbrochen wird. Diese explizite Metakommunikation wird von Habermas als Diskurs bezeichnet. Dabei ist es besonders wichtig, Kommunikation als Handlung zu verstehen.

Diese Sprechakttheorie (*speech act theory*) geht auf den britischen Philosophen John L. Austin zurück. Sie betont, dass wir beim Sprechen nicht nur etwas ‚mitteilen‘ oder ‚sagen‘, sondern dabei verschiedene ‚Akte‘ ausführen. (vgl. Gürses, 2010, 278) Hierbei kann es sich um Versprechen, Wünschäußerungen oder Befehle handeln, die allesamt auf die Wirklichkeit einwirken und damit Wirklichkeit konstruieren. (vgl. ebd.) Der Ansatz findet sich einige Jahrzehnte später in der politischen Theorie des Konstruktivismus wieder. (vgl. Gürses, 2010, 279)

Metakommunikation dient zur Klärung des Verständnisses und der Herstellung von

Konsens. Wesentlich für Habermas' Theorie ist das Postulat einer ‚idealen Sprechsituation‘, die Grundvoraussetzung für den angestrebten herrschaftsfreien Dialog darstellt. (vgl. Habermas, 1971, 136) Herrschaftsfreiheit kann nur dann erfüllt werden, wenn keiner der Beteiligten irgendwelchen Zwängen unterworfen ist. Hier wird zwischen internen und externen Faktoren unterschieden. Denn eine „Sprechsituation darf weder durch äußere Einwirkungen (z.B. Herrschaft) noch durch interne Zwänge (z.B. Angst eines Beteiligten) behindert werden. „Als einziger Zwang ist der eigentümlich zwanglose Zwang des besseren Argumentes zugelassen.“ (Habermas, 1971, 137) Für alle Beteiligten muss eine symmetrische Verteilung der Chancen, Sprechakte zu wählen und auszuüben, gegeben sein.(vgl. ebd.)

Dieser durch hohe Ansprüche gekennzeichnete Diskurs kann nur durch kommunikative Kompetenz erreicht werden. Habermas' Theorien werden vor allem aufgrund seines Postulats einer idealen Sprechsituation kritisiert. Die ständig vorhandenen, gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse verdammen das Konzept dazu ein Ideal zu bleiben. Vollständige Symmetrie wird nie erreicht werden. Außerdem wäre sie empirisch/analytisch schwer zu beweisen. Schließen wir uns jedoch der normativen Forderung nach einem herrschaftsfreien Diskurs an, können Habermas' Ansätze für die Annäherung an ebendieses Ideal der Symmetrie genutzt werden. So zeigt er zum Beispiel auf, dass explizite Metakommunikation für die Gestaltung dialogischer Kommunikation unerlässlich ist. (vgl. Matoba; Scheible, 2007, 17)

In der vorliegenden Arbeit konzentriere ich mich nicht auf den von Habermas geprägten normativen Diskursbegriff, sondern auf die analytische Perspektive nach Foucault. Der Diskursbegriff nach Habermas hat nur insofern Relevanz, als dass er beispielsweise von Matoba und Scheible (2007) in Zusammenhang mit Transkulturalität gebracht wird. Eine zwangsläufige Verbindung von Habermas' Thesen mit Transkulturalität ist aber nicht begründet.

11 Zusammenfassung des Theorieteils

Die Wurzeln der Entwicklungspraxis und eines linear gedachten Entwicklungsbegriffs lassen sich bis zur Kolonialzeit zurückverfolgen. Menschen aus der ‚entwickelten Region A‘ wollten Menschen und Infrastruktur einer ‚unterentwickelten Region B‘ entwickeln. Spiegeln sich dieser paternalistische Ansatz und das daraus sowie aus der ressourcentechnischen Überlegenheit der ‚EntwicklerInnen‘ resultierende Machtgefälle in den heutigen Kommunikationsprozessen wider? In jedem Fall hängt das Gelingen beziehungsweise Scheitern von Entwicklungszusammenarbeit, eigentlich bei jeder Form von Zusammenarbeit, von der Gestaltung kommunikativer Prozesse und von der kommunikativen Kompetenz der Beteiligten ab.

Um die Kernfragen der Arbeit zu beantworten, nämlich welche Hindernisse und Möglichkeiten von NGOs in Indien in der Kommunikation wahrgenommen werden und welche Rolle Machtbeziehungen dabei spielen, musste zuerst der Kommunikationsbegriff geklärt werden.

Die ersten bekannten Kommunikationsmodelle aus den 1940er Jahren, wie das Shannon Weaver - oder das Lasswell-Modell waren linear, das heißt sie stellten Kommunikation als Enkodierung einer Nachricht durch den Sender und Dekodierung derselben durch den Empfänger dar.

Die Reziprozität der Prozesse wurde dabei vernachlässigt. Aktuelle Kommunikationsmodelle sind weitaus komplexer. In den 1950er und 1960er Jahren verloren die linearen Modelle an Bedeutung, die One-Step-Modelle wurden in Two-Step-Modelle umgewandelt, welche sich wiederum zu Multi-Step-Modellen entwickelten. Gudykunst und Kim (2003) sowie Rogers und Kincaid (1981) stellen dieses Verständnis von Kommunikation als sowohl von Seiten des Senders wie auch des Empfängers gegenseitig bedingte Prozesse dar. Die Konzepte von Watzlawick und Schulz von Thun fußen auf diesen Annahmen.

Auch in der Entwicklungsforschung folgte man im Bereich der *Development Communication* einem linearen Kommunikationsverständnis. Der Informationstransfer der Geber - also des ‚Nordens‘ - zum Empfänger - also des ‚Südens‘ - stand dabei vor allem bis in die 1980er Jahre, während Modernisierungstheorien den Entwicklungsdiskurs bestimmten, im Mittelpunkt. Development Communication steht immer unter dem Einfluss der aktuell dominanten Entwicklungstheorien und wird momentan vom Partizipationsparadigma geprägt. AutorInnen wie Zakes Mda sehen eine

der Ursachen für das Desinteresse der Geber an den Ideen und Vorstellungen der lokalen Bevölkerung im ‚Süden‘ in linearen Kommunikationskonzepten. Die allseits bekannten Forderungen nach besserer Erziehung und besserer Information von Menschen in Entwicklungsländern gehen oft mit dem Ignorieren bzgl. der Stimmen von Betroffenen einher. Das hat sich, zumindest auf theoretischer Ebene, mittlerweile zugunsten eines dialogischen Kommunikationsverständnisses verändert. Paolo Mefalopulos räumt jedoch ein, dass sich das auf praktischer, institutioneller Ebene und in den Köpfen von Managern und Entscheidungsträgern noch nicht manifestiert hat. In *Development Communication* werden keine Systeme erfasst oder Machtbeziehungen diskutiert, vielmehr gilt das Erkenntnisinteresse einer Effizienzsteigerung des Informationstransfers vom Geber zum Empfänger beziehungsweise in Umfragen um Bedürfniserhebungen von Zielgruppen. Das Ziel ist also nicht ohne weiteres das Bestreben, einen gleichberechtigten Dialog - eine nach Habermas ideale Sprechsituation - herzustellen, sondern besteht oft in der Beeinflussung des Empfängers. Die Verhaltensänderungen in den Empfängergesellschaften stehen im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Zahlreiche Studien beschäftigen sich damit, wie man Hygiene, Wirtschaft und Regierungsführung in den Empfängergesellschaften mittels effizienter Informationsvermittlung beeinflussen kann.

Eine solche Beeinflussung kann, wie das zum Beispiel bei AutorInnen der Post-Development-Theorie der Fall ist, als Eingriff in die ‚eigene‘ indigene Kultur verstanden werden. Für die Kritik dieser Annahmen im empirischen Teil wurde anhand der Definitionen von Max Weber, Clifford Geertz, Amartya Sen und Martin Löffelholz der Kulturbegriff diskutiert und das Kulturverständnis für die vorliegende Arbeit definiert. Es orientiert sich an folgenden Aspekten: Kultur entsteht durch Kommunikation, sie bekommt ihre Form durch soziale Standardisierungen und kognitive Schemata, sie stabilisiert Orientierungen und führt zur Ausbildung zeitlich relativ überdauernder Interpretations- und Verhaltensmuster. Dabei bleibt Kultur immer ein dynamischer Prozess, ist also keine statische Gegebenheit, sondern zeitabhängig, generierbar und wandelbar. (vgl. Löffelholz, 2002, 191) Dieser Ansatz erlaubt eine ‚Kultur der Entwicklungszusammenarbeit‘ zu postulieren, in der sich mittlerweile eigene sprachliche, politische und wirtschaftliche Praktiken herausgebildet haben. Er eröffnet einen neuen Blickwinkel. Wie sich diese Praktiken aus Perspektive der Empfängerorganisationen gestalten, soll erarbeitet werden.

Interkulturelle Kommunikation untersucht Kommunikation zwischen Individuen, die unterschiedlichen Kulturen angehören (sollen). Wobei zunächst Kulturräume abgegrenzt werden, die dann beschrieben und verglichen werden. So werden Kulturunterschiede identifiziert. Kulturdimensionen sind Kontinuen, anhand derer Kulturen nach Kategorien wie ‚Machtdistanz‘, ‚Zeitverständnis‘, ‚Kollektivismus/Individualismus‘ u.a. eingeordnet werden sollen. Der Interkulturalitätsdiskurs ist höchst heterogen, daher darf nicht vernachlässigt werden, dass Kulturdimensionen genauso wie Konzepte streng abgegrenzter Kulturräume darin umstritten sind. Kritik an interkulturellen Konzepten kommt unter anderem von TheoretikerInnen der Transkulturalität. Diese vernachlässigt die Heterogenität des interkulturellen Diskurses genauso, wie die Kritik interkultureller AutorInnen die Heterogenität des transkulturellen Diskurses vernachlässigt. Im Unterschied zur Interkulturalität geht der Ansatz der transkulturellen Kommunikation von einer Weltgesellschaft aus, die nach Funktionalismen differenziert und danach Gruppen ausbildet. Ihr Kulturbegriff ist ein grundsätzlich anderer als der der konventionellen interkulturellen Theorie, da er sich an sozialen und nicht an territorialen Grenzen orientiert. Diese Komponente ist grundlegend für mein Verständnis von transkulturellen Kommunikationstheorien. Von normativen Ansprüchen distanzieren mich in dieser Arbeit ausdrücklich und sehe Transkulturalität als Analysekatgorie.

Abgesehen von wenigen WissenschaftlerInnen wurde bisher kaum Anstrengung unternommen, Kommunikation aus einem asiatischen Blickwinkel heraus zu verstehen. Die westliche Wissenschaft dominiert das Feld. Wimal Dissanayake arbeitet seit 25 Jahren an solchen Modellen und baut seine Konzepte auf einer asiatischen Ideenlehre auf. Exemplarisch dafür ist seine Kritik am Missstand des alles durchdringenden binären Denkens. Nachdem Dissanayakes Ansätze thematisch angeschnitten wurden, wurde die Position der transkulturellen DenkerInnen Birowo und Hanitzsch zur Relevanz asiatischer Kommunikationstheorien diskutiert.

‚DER Entwicklungsdiskurs‘ ist mittlerweile ein geflügeltes Wort innerhalb der Entwicklungsdiskurse selbst, auch im empirischen Teil wird im Rahmen der Post-Development-Theorie auf ihn eingegangen. Daher bilden die Definitionen des Diskursbegriffs nach Foucault und nach Habermas den Abschluss des Theorieteils. In der vorliegenden Arbeit konzentriere ich mich nicht auf den von Habermas geprägten normativen Diskursbegriff, sondern auf die analytische Perspektive nach Foucault.

Empirischer Teil

Empirische Beispiele

Nachdem im ersten Teil der Arbeit eine allgemeine Einführung in das Thema gegeben und die Relevanz von Kommunikationsprozessen für ein Geber-Empfänger-Verhältnis erklärt wurde, werden in weiterer Folge die Personen bzw. Organisationen vorgestellt, die sich dankenswerterweise für Interviews zu Verfügung gestellt haben. Anhand der mit ihnen geführten Interviews, ergänzt durch Beiträge aus der Literatur der Entwicklungspraxis, soll ein Überblick über aktuelle Schwachstellen, aber auch über Handlungsspielräume in der Kommunikation zwischen Gebern und Empfängern gegeben werden. Aus den Interviews ging deutlich hervor, dass sich vor allem die Kommunikation in Finanzierungsprozessen oft schwierig gestaltet. John D' Souza, der Direktor des *Centre for Education and Documentation (CED)* in Mumbai, meinte auf die Frage, wie sich Kommunikationsprozesse mit westlichen NGOs gestalten:

„I need to distinguish between two types of organizations in the west: One is communication between donor organizations within the NGO sector and us. The other is other trade unions or other civil society organizations that don't have a funding relationship. I find those who don't have donor relationship fairly good. You will find that people always try to send you material, talk to you, listen to you, there is quite a lot of balance there. The problem comes when we are talking about a donor NGO.“ (D' Souza, 2010)

Indem John D' Souza konkrete Aspekte der Kommunikation mit zivilgesellschaftlichen Organisationen, die in keiner *funding relationship* mit dem CED stehen, als besonders gut charakterisiert, drückt er indirekt aus, dass es mit Geberorganisation in diesen Bereichen Schwierigkeiten gibt. Die Grundproblematik der Kommunikationsbeziehung wird vom Direktor des CED weniger in so genannten ‚interkulturellen Kommunikationsdifferenzen‘ verortet, sondern in erster Linie in Machtbeziehungen. Der gegenseitige Informationsaustausch passiert über Gespräche, wobei dem Zuhören hier eine besondere Rolle zukommt, sowie über Interesse an den Publikationen der jeweils anderen NGO. Nachdem es mit westlichen NGOs, die in keiner *funding relationship* stehen, keine Abhängigkeiten gibt, sind die Machtbeziehungen balanciert und die Kommunikation daher meist unproblematisch. Nachdem ich mit der Arbeit die Bedürfnisse von Empfängerorganisationen erfassen will, beschränke ich mich in der Analyse auf die Prozesse in der *funding relationship*.

Im ersten Schritt die Interviewpartner und deren Organisationen vorgestellt. Darauf folgt eine Schilderung des Entwicklungsdiskurses aus einer indischen Perspektive. Hier wird veranschaulicht, dass sich eine eigene Sprache, ein eigenes *Wording* in der

Entwicklungszusammenarbeit herausgebildet hat. Der Diskursbegriff nach Foucault eignet sich hier als Analyseinstrument. Die Interviewpartner haben in der Charakterisierung der Kommunikation mit Geberorganisationen aus dem ‚Westen‘ und in der Darstellung der Probleme, die sich in der Kommunikation mit diesen Organisationen ergeben, den Schwerpunkt NICHT auf ‚kulturelle Unterschiede‘ in einem territorial oder ethnisch verankerten Verständnis, sondern auf Abhängigkeitsverhältnisse in der Geber- Empfänger Beziehung, gelegt. Dies entspricht einer transkulturellen Perspektive, die Gesellschaft nach Funktionalismen, d.h. vertikal differenziert zu analysieren. Ich postuliere in dieser Arbeit also eine ‚Kultur der Entwicklungszusammenarbeit‘ und zeige auf, dass eine transkulturelle Differenzierung für die Analyse von Kommunikationsprozessen bereichernd ist.

Um das zu veranschaulichen, stelle ich interkulturelle und transkulturelle Ansätze einander gegenüber. Während im Theorieteil die Heterogenität des interkulturellen Diskurses dargestellt wurde, konzentriere ich mich bei im empirischen Teil auf die Diskussion der in interkulturellen Kommunikationstheorien beschriebenen Kulturdimensionen: ‚Machtdistanz‘, ‚kollektivistische und individualistische Identität‘, ‚Arbeitsstile‘, ‚Mündlichkeit und Schriftlichkeit‘ sowie ‚Zeitmanagement‘ und deren analytische Relevanz für die Kommunikationsprozesse zwischen Geber- und Empfängerorganisationen in der EZA. Hier wird die Wahrnehmung von drei Themenbereichen: nämlich: ‚NGOs – der Aufstieg der Zivilgesellschaft‘, ‚zwischenmenschliche Beziehungen‘ und ‚Projektanträge und Bürokratie‘ aus Perspektive der EmpfängerInnen dargestellt, um themenrelevante Beiträge aus der Literatur ergänzt und in weiterer Folge anhand der erwähnten Kulturdimensionen zuerst aus interkultureller und dann aus transkultureller Perspektive bearbeitet. Eine transkulturelle Perspektive legt das Erkenntnisinteresse vor allem auf durch mediale Konnektivitäten entstehende neue Kulturräume, wofür die EZA exemplarisch ist. Wie sich zeigt, eröffnen beide Ansätze unterschiedliche Fragestellungen und Schlussfolgerungen.

Anschließend an die empirischen Beispiele werden der transkulturelle Ansatz und die sich daraus ergebenden Erkenntnisse zu Post-Development-Theorie in Bezug gesetzt.

12 Die Interviewpartner

12.1 Centre for Education and Documentation (CED) - John D' Souza



„While CED sees itself as an information organisation in civil society at large, its raison d'être is representing the interests of the marginalised as an NGO.” (CED, 2010) Bild: Neujahr 2010 im CED, ganz rechts: John D' Souza. Weitere Informationen zu Aktivitäten der NGO findet man auf: www.doccentre.net

Das *Centre for Education and Documentation* beobachtet seit längerem, dass die meisten Informationen, die marginalisierten Bevölkerungsgruppen zugänglich sind, nicht deren wahre Bedürfnisse betreffen. CED zufolge hat man erkannt, dass in einer immer stärker globalisierten Welt Information und Wissen der Schlüssel zu ‚Entwicklung‘ sind. Wenn Menschen im mittleren Management von Nichtregierungsorganisationen zu wenig Zugang zu relevanten Informationen haben, sind die Folgen besonders schwerwiegend. Daher stellt das CED seit nunmehr fast 30 Jahren entwicklungsrelevante Informationen zu Verfügung. Außerdem arbeiten sie an demokratischen Informationssystemen. Ihr eigentliches Ziel ist, diese Informationssysteme Teil des Sozialisationsprozesses in der Zivilgesellschaft werden zu lassen und damit ein Instrument zur Verfügung zu stellen, das Reflexionsprozesse und *democratic exposure* von Themen wie ‚Entwicklung‘, Menschenrechte und Selbstbestimmung ermöglicht. Durch die Sichtung und Archivierung von Zeitungsartikeln, NGO-Berichten, sowie ihrer Bibliothek schaffen sie es eine der wichtigsten Einrichtungen auf diesem Gebiet mit der größten Spannbreite an Informationen zu sein. Eine weitere Zielsetzung des Zentrums ist die elektronische Erfassung entwicklungsrelevanter Informationen, die online zugänglich und auf die

Interessensgebiete von zivilgesellschaftlichen Organisationen, JournalistInnen, AktivistInnen und StudentInnen zugeschnitten sind. Die Zentren sind in Mumbai und Bangalore. Der Interviewpartner John D' Souza ist Direktor des Zentrums und kann auf mehr als 30 Jahre Erfahrung in der Entwicklungsarbeit zurückblicken. Das Zentrum finanziert sich teils durch Mitgliederbeiträge, aber auch durch den Verkauf von Publikationen. Für die Umsetzung von Projekten werden Mittel von Organisationen wie Oxfam, ActionAid, Swissaid, der Europäischen Union u.a. beantragt. Die ständigen Kommunikationsprozesse mit den Agenturen sind daher alltäglich für die NGO, die auch andere Organisationen in der Kommunikation unterstützt und als Bindeglied zwischen *Field Organizations* und *Donor Organizations* fungiert.

12.2 Centre for Social Action (CSA) - Frater Rocky Banz und Frater Elias Gonsalves



„In this time of global recession and economic meltdown many other problems crop up. The rights of the poor and the marginalized are being denied by the mighty and powerful, nevertheless, we continue to empower our women. We need to communicate the message of Peace and Harmony to the society at large in this generation as well as the next.“ (CSA, 2010)

Bild: Frauenprojekt des CSA in der St. Anthony's Church in Andheri West/Mumbai)

Weitere Informationen über die Aktivitäten der Organisation findet man auf:

<http://www.csamumbai.org/>

Frater Elias Gonsalves ist seit Frühjahr 2009 Direktor des *Centre For Social Action* sowie des *Srvodaya-Centre for Capacity Building* (Mumbai). Er arbeitet „with the poor and marginalized“ (CSA, 2010) in der Erzdiözese Mumbai sowie im Bereich Westindien. Er folgt somit Frater Rocky Banz, der das Zentrum zwölf Jahre lang geleitet hat, nach. In meiner Arbeit habe ich beide getrennt voneinander befragt, um sowohl die aktuelle Situation, als auch die Entwicklungen der letzten 12 Jahre erfassen zu können. Das CSA war früher als Caritas Mumbai bekannt, bevorzugt aber mittlerweile einen

Namen, dessen kirchliche Konnotation nicht so stark ist. (Gonsalves, 2010)

CSA beschreibt sich selbst als Organisation, die sich für sozialen Wandel einsetzt. Ihre Tätigkeitsbereiche reichen von der Leitung von zahlreichen CCOs (Centre for Community Organization) und CBOs (Community Based Organizations) bis hin zur Arbeit mit einem lokalen NGO-Netzwerk, das sich für *Women's Empowerment* über Selbsthilfegruppen einsetzt. Häusliche Gewalt, Menschenhandel, Umweltschutz sind ihre Schwerpunkte. Dabei legen sie auf: „keeping in mind our clear Perspective Plan“ besonderen Wert. Hier wird die klare Vorstellung des Entwicklungsbegriffs deutlich. Sie folgt der christlichen Tradition, den Ärmsten der Armen zu helfen. Ein kirchlich missionarischer Ansatz, mit dem Ziel Menschen zum Christentum zu bewegen, ist, so wurde mir versichert, beim CSA mittlerweile überholt. „Peace and Harmony“ - Frieden und Harmonie sind das einzige was kommuniziert werden soll.

Während meines Aufenthaltes in Mumbai hatte ich Gelegenheit eines ihrer Sozialprojekte in einem Außenbezirk, der 18 Millionen Einwohner fassenden Stadt, zu besuchen. Es handelte sich dabei um ein *Women's Empowerment Programm* in einem *Centre for Community Organisation*. Frauengruppen arbeiten gemeinsam an der Lösung von Schwierigkeiten im Bezirk. In dem Zentrum werden Kinder bei ihren schulischen Aufgaben betreut, aber auch Workshops zu den verschiedensten Themen wie Gesundheit, Umwelt und Wirtschaft veranstaltet. Durch die Vernetzung der Frauen untereinander sollen unter anderem Männer, die gewaltbereit oder alkoholabhängig sind, unter Druck gesetzt werden. Die Leitung der Aktivitäten obliegt Frauen aus dem Bezirk, das gesamte Zentrum ist in der Pfarre angesiedelt, wobei der Priester der Gemeinde letztendlich der regional Verantwortliche ist.

In die Finanzierungsprozesse des Zentrums sind:

- der Projektträger – (in diesem Fall das CCO in der Pfarre)
- die lokale Koordinationsstelle in Mumbai – das CSA
- die regionale Koordinationsstelle in Delhi
- die Vergabestelle der Caritas im Vatikan
- und mittlerweile auch Geberinstitutionen wie die EU oder USAID

involviert.

12.3 Centre for World Solidarity (CWS) – M.V.Sastri aka Siddhartha



„VISION: Emergence of society of resilient, inter-dependent, small communities, vibrant with the consciousness of their rights and duties and sensitive to the rights of dalits, tribals and minorities to women rights generally and to gender equality to the rights of children and to eco-friendly development process that cohere with the rights of these sections“ (CWS, 2010)

Bild: Konferenz zum Thema: Ungerechtfertigte Gebärmutterentfernungen in Indien. M.V. Sastri auf dem Podium rechts. Weitere Informationen zum Zentrum findet man auf: <http://www.cwsy.org>

Das *Centre for World Solidarity* entstand aus der *Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt e.V. - Action for World Solidarity (ASW)*, einer gemeinnützigen Organisation in Berlin. Zu Beginn der 1960er Jahre operierten sie von ihrem Büro in Gandhigram aus, später wurde der Hauptsitz nach Secunderabad verlegt. So genannte *Ressource Centres* des CWS befinden sich in: Bihar, Orissa, Jharkhand und Tamil Nadu.

Seit 1992 ist die NGO von ihrer deutschen ‚Gründerorganisation‘ offiziell unabhängig und bekam in Einvernahme mit dem deutschen ASW eine eigenständige indische Identität als *Centre for World Solidarity*. Die Mitgliedschaft im Beirat bleibt InderInnen vorbehalten, wobei die Mehrheit immer Frauen sein müssen. Weitere Informationen zum Berliner Verein findet man unter: <http://www.aswnet.de/> [15.November 2010]

Schwerpunkte des Zentrums sind: Landwirtschaft, Forstarbeit & Umwelt, Frauen, *Tribals*, AIDS; die Sicherung von Lebensgrundlagen und Katastrophenhilfe. Um ihrer Vision (siehe Zitat) näher zu kommen, ist das CWS Partnerschaften mit NGOs aus den Bereichen: *Natural Ressource Management*, Gender, Menschenrechte, Dalits⁸, *Tribals*,

⁸ Im deutschen Sprachraum sind die Begriffe *Paria* oder *Unberührbare* verbreitet, um Menschen zu bezeichnen, die in Indien, obwohl das Kastensystem seit 1949 verboten ist, systematisch diskriminiert werden. Dalit bedeutet ‚Unterdrückte‘ und ist ihre kämpferische Selbstbezeichnung. Weitere Informationen dazu finden sich auf: <http://www.dalits.org/>

Minderheiten, Kinder und Panchayat Raj Institutionen⁹ in den Staaten: Andhra Pradesh, Tamil Nadu, Orissa, Jharkhand und Bihar eingegangen. Außerdem arbeitet das CWS mit regionalen, nationalen und internationalen Initiativen zusammen, die diese Vision teilen. Herr M.V. Sastri wurde mir in Mumbai von John D' Souza aufgrund seiner jahrelangen Erfahrung im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit empfohlen. Er ist einer der Gründungsfiguren des Zentrums und bekleidet mittlerweile die Position des: *Honorary Convenor*. Somit ist er höchster *Funktionär* des Zentrums. Aufgrund seiner jahrelangen Erfahrung, die er im Laufe seines Lebens gesammelt hat, wird er Siddhartha - der Erleuchtete, genannt und publiziert auch unter diesem Namen. Das Zentrum wird zum Teil von der Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt e.V. in Berlin finanziert. Die Organisation arbeitet projektorientiert, was bedeutet, dass sie für von ihr durchgeführte Projekte finanzielle Mittel bekommt. Die Liste der UnterstützerInnen ist lang und reicht von kleinen lokalen Initiativen bis zu HIVOS aus den Niederlanden, Oxfam, AEI Luxemburg, der Europäischen Union u.v.a. (vgl. CWSY, 2009)

13 Entwicklungsdiskurse

Vor allem die Post-Development-Theorie beschäftigt sich mit *dem Entwicklungsdiskurs*, worauf in Kapitel 20 genauer eingegangen wird. Sie wird zurecht kritisiert, die Heterogenität desselben zu vernachlässigen. Sowohl ‚Entwicklung‘ als auch Diskurs sind Begriffe, die mit vielen unterschiedlichen Bedeutungen besetzt sind. In meinem Verständnis wird – angelehnt an Foucault – unter Entwicklungsdiskurs die Struktur, die Art und Weise, wie über einen Gegenstand – in diesem Fall eben ‚Entwicklung‘ – kommuniziert wird, gemeint. Da sich das Gesagte auch als Praxis manifestiert, sind auch die Konstrukte, die in Entwicklungsdiskursen ausgebildet werden von Interesse. Im folgenden Kapitel geht es um eine Annäherung an das Verständnis der Interviewpartner sowie um die Mechanismen, die eine Beeinflussung von NGOs in ihrer Sprache und ihrem Wirken durch Geberinstitutionen ermöglichen. Wodurch wiederum gezeigt wird, wie der Entwicklungsdiskurs in diesem Kontext von den Gebern geformt wird.

⁹ Panchayat bedeutet wörtlich ‚Rat der Fünf‘. Es handelt sich dabei um eine Form der dörflichen Selbstverwaltung in Indien. Weitere Informationen dazu finden sich auf Seite 106 in der vorliegenden Arbeit und auf der Webseite der Friedrich Ebert Stiftung: <http://library.fes.de/fulltext/iez/00650006a.htm> [zuletzt abgerufen am 20.Mai 2011]

13.1 Die Wurzeln des Entwicklungsbegriffs aus einer indischen Perspektive

Wie haben sich diese Mechanismen und Diskurse in Indien entwickelt? Es war die Zeit nach der Unabhängigwerdung der Kolonialländer, die die *Entwicklungsepoche* einläutete. In der Post-Development-Theorie wird hier kaum zwischen dem Konzept der Entwicklungshilfe, also der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit und der Idee einer planbaren ‚Entwicklung‘ unterschieden. Der folgende Absatz beschäftigt sich mit Letzterem:

Das Interview mit Siddhartha begann wie immer mit der Frage, was ihm zu Kommunikationsprozessen mit westlichen Geberinstitutionen einfällt, wobei ich in der Fragestellung die Post-Development-Theorie erwähnte, um zu illustrieren, dass es diesbezüglich mittlerweile viel Kritik gibt. So begann das Gespräch mit einer Erörterung, wann und wo der Entwicklungsdiskurs in Indien seinen Anfang nahm. Der Schwerpunkt wurde von ihm selbst gesetzt und war Grundlage für das weitere Gespräch. Er sieht den Ursprung des wirtschaftspolitischen *Entwicklungskonzepts* nicht (nur) in der ehemaligen Kolonialherrschaft wie das in der Post-Development-Theorie angenommen wird, sondern im *sowjetischen Experiment* und sozialistischen Ideen. Heute erscheinen uns das Bedürfnis ‚Entwicklung‘ und das Streben nach Wachstum selbstverständlich. Doch das sind sie nicht. ‚Entwicklung‘ sei ein Phänomen der letzten hundert, in der aktuellen Intensität sogar eine Angelegenheit der letzten zwanzig Jahre. „This focus on development is rather not an ancient thing. Development and development theory, the enormous need for development are of the recent 20 years.” (Siddhartha, 2010) Wenn wir auf das 19. Jahrhundert zurückblicken, und uns die Arbeiten der Wirtschaftswissenschaften ansehen, stellt sich die Frage ob ‚Entwicklung‘ überhaupt von Relevanz war. Es gab eine Bevölkerungstheorie, eine Handelstheorie, eine Lohntheorie, aber Entwicklungstheorien findet man nicht. Er räumt ein: „There could be some stray inferences perhaps, from the government or some not well known writer, but the development discourse is not more than 100 years old.” (ebd.)

Wo verortet Siddhartha den Ursprung des Entwicklungsbegriffs? Aus indischer Perspektive im ‚Westen‘. Er sei nicht auf Truman, sondern auf das sozialistische Konzept einer Planwirtschaft zurückzuführen. Das sowjetische Experiment hat das Vertrauen in eine ‚planbare Entwicklung‘ stark gestützt. Siddharthas Entwicklungsbegriff in diesem Kontext ist ein primär ökonomischer. Er sieht eine starke Verbindung zwischen dem Konzept des ‚Wachstums‘ und der ‚Entwicklung‘, insofern

als dass das eine das andere im wirtschaftspolitischen Verständnis meist impliziert.

Zurück zur Begriffsgeschichte aus der Perspektive Siddharthas, der sagt: „The soviet experiment has given rise to this trust on development.” (ebd.) Konkret meint er die Fünfjahrespläne, außerdem das gezielte Wachstum des Bruttoinlandsprodukts beziehungsweise des Pro-Kopf Einkommens. Seiner Meinung nach sind sie alle mehr oder weniger Resultate des sowjetischen Experiments. „Earlier people were talking about balance of trade, trade deficit, tariffs, subsidies, but you don’t find an emphasis on income growth, per capita income growth, and national income growth as target.” (ebd.) Er führt dies zur Gänze auf den Sozialismus zurück. Die Konsequenz daraus ist, dass heutzutage ‚Entwicklung‘ und somit Wachstum als Selbstverständlichkeiten gesehen werden, die immer da waren und immer da sein werden, was nicht der Realität entspricht. Denn niemand weiß, wie das Pro-Kopf Einkommen in den vergangenen Jahrhunderten aussah und wie es sich entwickelte, obwohl Ökonomen wie Kuznets das Bruttoinlandsprodukt früherer Jahrhunderte rekonstruiert haben. Diese Ergebnisse sind allerdings nur auf die Vereinigten Staaten bezogen. Außerdem fraglich ist: „Is that real knowledge or rather a guess? What could that mean income? There was no question of targeted income growth. Then, once this trust on development was coming from Soviet Union, it evoked a great response.”(ebd.)

Wie lassen sich die Aussagen von Esteva, Sachs und Escobar, nämlich ‚Entwicklung‘ sei ein amerikanisches – bzw. kolonial-europäisches Konstrukt, mit den Aussagen Siddharthas in Einklang bringen? So fragte ich auch während des Interviews, ob ‚Entwicklung‘ nicht vielmehr ein ‚westliches‘ Konzept sei und machte damit deutlich, dass sich mein Verständnis von ‚Osten‘, das unter anderem noch vom früheren Ost-West-Konflikt geprägt ist, logischerweise schon alleine geographisch nicht mit dem von InderInnen deckt.

„When you put Soviet Union – is it East? When we mean West we are talking about Western Europe excluding Russia, but I would put Russia in the West.” (ebd.) Sogar die Vereinten Nationen, die 1945 gegründet wurden, waren stark von diesen westlichen Konzepten beeinflusst. Sie unterstützten die Entwicklungsländer ihre ‚Entwicklung‘ zu planen, sowie ihre Industrien und spezifische Wirtschaftszweige auszubauen und zu fördern.

Außerdem beziehen sich die Post-Development-TheoretikerInnen auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. „The Marshall aid, the development aid, the four point program of president Truman. This is also post second world war. But I’m going back to Soviet

Union and the soviet experiment, this is 1920's. (*There is no contradiction between what you say and what I say*).” (ebd.)

Wir können hier zwischen Entwicklungshilfe, die in Indien nach der Unabhängigkeit ihren Anfang nahm und dem Konzept der planbaren ‚Entwicklung‘ unterscheiden. Das Konzept einer planbaren ‚Entwicklung‘ manifestierte sich in den 1930er Jahren, also bevor Indien 1947 von der britischen Kolonialmacht unabhängig wurde. Damals hat man *National Committees* innerhalb der indischen Kongresspartei gegründet. Diese Partei, auch bekannt als indischer Nationalkongress ist die größte und älteste demokratische Partei Indiens. Sie erkämpfte mit der geistigen Führungsfigur Mahatma Gandhi und der politischen Person Jawaharlal Nehru die Unabhängigkeit, und regierte die darauf folgenden dreißig Jahre ohne Unterbrechung. „In the 1930s, before India became independent in 1947, when the National Committees found way into the Indian National Congress in 1939, this was directly backed of the soviet experiment. There was tremendous influence.” (Siddhartha, 2010) Die *National Committees* kümmerten sich um soziale Belange. Zu dieser Zeit wusste man nicht was in der damaligen Sowjetunion passierte, Stalinismus war kein Begriff und auch sonst war man bis in die späten 40er Jahre über die damalige Sowjetunion kaum bis nicht informiert. Die sozialistischen Theorien, Ansätze und Konzepte hingegen, haben den Entwicklungsbegriff maßgeblich beeinflusst. (vgl. ebd.) Das erste Planungsexperiment wurde in den 1930er Jahren durchgeführt, der erste Fünfjahresplan nach der Unabhängigwerdung Indiens ab 1951 umgesetzt. (vgl. ebd.)

13.2 Sprache und Wording

Praxisorientiert betrachtet der Anthropologe Richard Rottenburg den Entwicklungsdiskurs und widmet sein Buch „Weit hergeholt Fakten“ einer Analyse der Entwicklungszusammenarbeit. Eine der Grundaussagen seines Buches ist die schizophrene Gestalt des Entwicklungsdiskurses. Einerseits sind die Geber in einer ökonomisch, politisch und symbolisch mächtigeren Position, andererseits ist der Diskurs von einer inhärenten Partnerschaftsrhetorik gekennzeichnet. Dass die Entwicklungszusammenarbeit darunter nicht zerbricht, liegt an einem weiteren Charakteristikum: Die Leugnung des politischen Charakters der Hilfe. Politische Probleme werden als technische definiert. Daran haben sowohl die Geber als auch die Empfänger - wenn auch unterschiedlich begründetes - Interesse. Rottenburg sieht darin den Zwang für alle AkteurInnen, sich auf einen universellen Metacode zu einigen, um in

der offiziellen Entwicklungskooperation transkulturelle bzw. interkulturelle Verhandlungsprozesse überhaupt zu ermöglichen. Dieselben AkteurInnen können aber problemlos in andere Codes wechseln - Rottenburg nennt diese *Kulturcodes*, um die Handlungen der anderen AkteurInnen kommentieren zu können. Thomas Bierschenk nennt in einer Besprechung von Rottenburgs Buch dieses Phänomen diskursiven ‚Double bind‘. Ein Begriff, der ursprünglich aus der Psychologie kommt und als Erklärungsansatz für die Entstehung von Schizophrenie verwendet wird. Die *kollusive Verstrickung* von Gebern und Empfängern ist an ein weiteres Charakteristikum der Entwicklungswelt gekoppelt und bedingt ihre strukturell begründete Nicht-Koordinierbarkeit. (Bierschenk, 2003, 1) Auch Chambers und Pettit kritisieren die große Kluft zwischen Rhetorik und Praxis in der EZA: „In practice a large gap remains between what is said and what is done.“ (Chambers; Pettit, 2004, 142) Obwohl in den neuen Konzepten von Transparenz, Partizipation, *Empowerment*, *Ownership*, Partnerschaftlichkeit und *Accountability* viel Potenzial für die Stärkung lokaler Gemeinschaften liegt, vergrößert sich die Kluft zwischen Theorie und Praxis immer mehr. (vgl. ebd.)

Nachdem Kommunikation sich immer in Diskursen bewegt und passiert, war dieser Ansatz, sowohl für mich, als auch für meine Interviewpartner von Interesse. Wie im Theorieteil schon besprochen ist Sprache nicht nur ein Medium äußerer Kommunikation sondern auch ein inneres Medium mit dem wir denken und unsere Welt strukturieren. Das Symbolsystem Sprache ist das zentrale Element in der Diskursanalyse. Angelehnt an die Ergebnisse der Post-Development-TheoretikerInnen u.a., die die bestimmende Rolle des ‚Westens‘ für den Entwicklungsdiskurs postulieren und belegen (Sachs, 1992) interessieren diesbezüglich sowohl die Wahrnehmung von Interviewpartnern, als auch Erfahrungsberichte aus der Literatur.

Einen Erfahrungsbericht liefert Everjoice Win. Sie begann 1989 in der Frauenbewegung Zimbabwes für eine der führenden Menschenrechtsorganisationen zu arbeiten. Seit damals hat sie sich in vielen Bereichen der Entwicklungszusammenarbeit bewegt. Sie koordinierte zwanzig zimbabwische Organisationen im panafrikanischen *Women In Law and Development in Africa*-Netzwerk (WILDAF), war eine der Führungsfiguren in wichtigen internationalen Prozessen wie der Weltmensenrechtskonferenz 1993, der afrikanischen Regionalkonferenz in Dakar 1994 und der vierten Weltfrauenkonferenz in Peking 1995. Sie arbeitete als Commonwealth-Beraterin für die südafrikanische

Kommission für Geschlechtergleichstellung und ist im Moment *International Head of Women's Rights for ActionAid International*. (vgl. justassociates.org, 2011)

Sie schreibt über die Sprache in der Entwicklungszusammenarbeit:

„My language has also changed. Gone are the various words I used to use to describe women's reality in this part of the world. I now play what I call the word game. Accountability, transparency, civil society, good governance, poverty alleviation, engaging the state, critical, cutting edge, stakeholders, participation, advocacy.” (Win, 2004, 125)

Sie glaubt an diese Konzepte, jedoch fühlt sie sich in der Zusammenarbeit mittlerweile wie bei einer Prüfung, die sie nur besteht, wenn sie die richtigen Worte verwendet. Das Problem eines mit den Worten: „couldn't follow“ abgelehnten Projektantrags löste sie durch die Ergänzung desselben Antrags durch die „big favourite words“ Wenn Organisationen nicht die gewünschte Sprache sprechen, werden deren Projektanträge abgelehnt. „As long as I follow the template, say the right words and do what you ask, then you will ‚let me through‘ – as in: through to getting funding.” (Win, 2004, 126)

Aus den Interviews in Mumbai ließen sich ähnliche Positionen erkennen. John D' Souza, Direktor und Mitbegründer des Centre for Education and Documentation (CED) sieht in den sprachlichen Symbolen des Entwicklungsdiskurses eine ähnliche Schizophrenie wie Rottenburg:

„Nowadays the words do not matter, because even the Worldbank is talking about sustainability. Everyone calls each other partners, and they use it more rigorously, but it is not true partnership. It is like going to a Copenhagen meeting, or Beijing and there are 500 drafts. Finally the draft that has been given is the one that has been drafted by somebody with a particular viewpoint.“ (D' Souza, 2010)

Worte wie *Sustainability* oder *Partnership* werden von ihm als leere Worthülsen wahrgenommen. Wenn sogar die Weltbank, die der Ansicht vieler nach, für ihre kurzfristig wirksamen Wirtschaftswachstumsstrategien bekannt ist, von Nachhaltigkeit spricht, dann wird D' Souza zu Folge nicht die Bedeutung des *Sustainability*-Konzepts innerhalb der Weltbank aufgewertet, sondern der Begriff sinnentleert und instrumentalisiert. Außerdem bestätigt er explizit, dass die Partnerschaftsrhetorik wenig mit der tatsächlichen Machtverteilung zu tun hat. Das Interview wurde im Januar 2010 geführt, während zeitgleich der Klimagipfel in Kopenhagen stattfand. John D' Souza stellt diesen Vergleich an, um zu verdeutlichen, dass zwar alle das Anrecht darauf haben, Anträge zu schreiben und Forderungen im Bereich der Klimapolitik zu stellen, jedoch von vornherein schon feststeht welches Schriftstück am Ende ausgewählt wird.

Jenes nämlich, dass den Interessen der Entscheidungsträger/Mächtigen entspricht. In der Entwicklungszusammenarbeit sind die Folgen dieser Mechanismen gravierend. Man weiß auch hier, dass jene Projekte gefördert werden, die den Interessen der Geber entsprechen und investiert sehr viel Energie in die Interpretation der Informationen, die von Geberseite kommen um diesen entsprechen zu können. Für die Empfängerseite ist es wichtig, das wurde von allen Interviewpartnern bestätigt, genau zu wissen welche Begriffe und Ausdrücke von Geberseite verlangt wird. Man hat sich mit den "Erwartungserwartungen" (Luhmann, 2008, 32ff), d.h. den Erwartungen, die man von der Erwartungshaltung der Geber hat, arrangiert. So gibt der ‚Westen‘ die Kriterien vor, schließlich ist er auch Geldgeber und die Empfänger liefern als Gegenleistung die erforderlichen Dokumente. Viel Spielraum für Einflussnahme auf den Diskurs bleibt hier nicht. „How equitable relationships can develop when stakeholders are starting from very unequal power relations.“ (Kakande, 2004, 88) sollte geklärt werden.

Auch Siddhartha bestätigt diesen Trend, sieht dies allerdings sehr pragmatisch. Für ihn scheint dieses Prozedere Normalität, sogar eine Selbstverständlichkeit zu sein. Er beklagt sich nicht darüber. Finanzielle Zuwendungen werden immer an Konditionalitäten gebunden sein. Erleichtern würde es ihm die Arbeit, wenn von vorn herein klar kommuniziert würde, was Geber verlangen. Damit würde man sich viel Kopfzerbrechen und Zeit ersparen. Die Anpassung an die Erwartung der Geber würde leichter. (vgl. Siddhartha, 2010)

Frater Rocky Banz war zwölf Jahre lang Leiter des Centre for Social Action (CSA), er meint:

„The practice of Development Aid emerged after India became independent. At that time the charitable approach was dominant, but it is gone by now. The whole wording and discourse changed. There was a time when donors from the west perceived themselves as godfathers that bring development. Nowadays the practice is much more grassroot oriented. It is about empowerment of people, about community projects and about educating people to stand on their own feet.“ (Banz, 2010)

Im Interview mit ihm wird besonders deutlich, dass sich in der Entwicklungszusammenarbeit eine eigene Sprache entwickelt hat, die sich kirchliche Organisationen genauso angeeignet haben wie säkulare Institutionen. Das lässt sich auf die Abhängigkeit von säkularen Geldgebern zurückführen:

„30 years ago the Christian Agencies based in Europe had plenty of money. Private people were donating a lot. Today organizations are dependent on the fundings from the European Union and as soon as it comes to financial dependency you can observe how recipients have to adjust to the system of donors.“ (Banz, 2010)

Diese finanzielle Abhängigkeit hat auch die so genannte Zivilgesellschaft in Indien stark beeinflusst.

14 Non Governmental Organizations - der Aufstieg der Zivilgesellschaft

Franz Nuscheler sieht in der wachsenden Kritik an staatlich organisierter Entwicklungszusammenarbeit und dem Misstrauen gegenüber den Bürokraten dieser Welt die Ursache für „ein diffuses Phänomen“ (Nuscheler, 2004, 555) – das Auftauchen der Zivilgesellschaft. Nach der Begriffslehre von Ernst-Otto Czempiel wird sie auch „Gesellschaftswelt“ als Antipode zur Staaten- und Wirtschaftswelt oder als „dritter Sektor“ zwischen Staat und Markt bezeichnet. (vgl. Schade, 2002. Zitiert nach Nuscheler, 2004, 555)

Höchst unterschiedliche Akteure zählen sich zu diesem Sektor, besonders die Nichtregierungsorganisationen (NGOs oder Non-Governmental Organizations), die schon dem Namen nach nicht staatlich angebunden sind. In der vorliegenden Arbeit wird unter ‚Zivilgesellschaft‘ vor allem der NGO-Bereich verstanden. Kirchliche Organisationen wie die christlichen Hilfswerke nehmen hier einen Sonderstatus ein, da sie zwar die formalen Kriterien einer Nichtregierungsorganisation erfüllen, aber schwerlich als gesellschaftliche Bewegung ‚von unten‘ gelten können. (vgl. ebd., 556) NGOs betätigen sich sowohl als Provokateure in vor allem Umwelt-, Entwicklungs- und Menschenrechtspolitik wie auch durch Kooperationsarbeit als Lobbyisten für ihre jeweiligen Belange. „Es gibt kaum noch Bundesministerien oder internationale Organisationen, die keine NGOs um sich scharen.“ (ebd., 557)

NGOs stören durch verschiedene Protest- und Kritikformen eingespielte Routinen der Politik und erzeugen Gegenmacht. Sie bringen Ideale und Utopien in eine Welt der Sachzwänge und Kompromisse. Sie zeigen, dass es in einer individualisierten Welt Bedürfnisse nach kreativer Betätigung und Solidarisierung gibt. Insofern geben sie dem abstrakten Begriff der Solidarität Gesichter. Außerdem bilden sie transnational organisierte Netzwerke und Organisationskerne einer sich entwickelnden internationalen Zivilgesellschaft. Sie bilden eine Opposition gegen die Reichen und

Mächtigen dieser Welt, indem sie zum Beispiel bei Weltwirtschaftsforen Sand ins Getriebe undurchsichtiger Machtkartelle streuen und ein Stück Öffentlichkeit erzwingen. (vgl. ebd., 558f) Zivilgesellschaftliche Partizipation bildet „ein Lebenselixier von Demokratie“ (ebd., 563), und NGOs leisten einen Beitrag zur politischen Kultur des Pluralismus.

Doch wo Licht ist, da ist auch Schatten. NGOs werden aufgrund ihrer Schwächen kritisiert. Ein Problem ist die große Konkurrenz auf dem Spenden- und Zuschussmarkt, die gemeinsame Aktionen von Organisationen erschwert. Nur wenige der vielen NGOs können sich größere Mitarbeiterstäbe, eine professionelle Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit, sowie den teuren Konferenztourismus leisten. Nuscheler spricht hier von „Oligarchisierungstendenzen“. (ebd., 560) Eines ihrer größten Probleme, das in der vorliegenden Arbeit angesprochen werden soll, ist ihr existenzielles Dilemma zwischen Protest und Kooperation. Je weniger sie protestieren und sich auf Kooperationen mit staatlichen Institutionen einlassen, desto mehr verlieren sie ihre Unabhängigkeit und Autonomie. Dieses Risiko wächst mit dem Grad finanzieller Abhängigkeit von staatlichen Subsidien. Diese Abhängigkeit ebnet den Irrweg zur Quasi-NGO (QUANGO) und zu ihrer Funktionalisierung durch den Staat. (vgl. ebd. 561) Je mehr NGOs sich professionalisieren, um zum Kooperationspartner werden zu können, desto größer wird die Gefahr ihren basisdemokratischen Anspruch zu verlieren. Die heftigste Kritik kommt diesbezüglich von innen, denn „[d]ie Neigung zum Masochismus gehört zur NGO-Szene.“ (ebd. 562) Was Entwicklungsorganisationen betrifft, sind viele mit dem Vorwurf konfrontiert, in einer bequemen aber letztlich irrelevanten Projektitis zu verharren und zu wenig auf die Veränderung von Strukturen abzielen. (vgl. ebd., 566f)

Indien blickt auf eine lange Geschichte zivilgesellschaftlichen Engagements zurück. Grundlage dafür sind die hinduistischen Prinzipien des ‚Daana‘ (Gebens) und ‚Seva‘ (Dienens). Organisationen, die auf Ehrenamt beruhen und ohne Profitorientierung auskommen, sind seit dem Mittelalter in der indischen Gesellschaft verankert. Bildung, Gesundheit, Katastrophenhilfe, sowie die Vermittlung kultureller Werte waren dabei meist die Schwerpunkte. (vgl. ADB, 2009, 1) Auch während der britischen Kolonialherrschaft blieben sie aktiv.

Die meisten indischen NGOs sind mittlerweile auf Unterstützung staatlicher Organisationen angewiesen und werden daher kritisiert als deren Instrumente zu fungieren. Rita Jalali hat sich mit dem Anstieg der Anzahl von NGOs in Indien

beschäftigt. (vgl. Jalali, 2010) Sie bekamen in den letzten Jahrzehnten enorme Zuschüsse von finanzkräftigen Gebern aus dem Ausland. 1984 wurden noch 3612 Organisationen von ausländischen Gebern unterstützt, 2003 bis 2004 waren es schon 17145 NGOs. Informationen über die Einkünfte zeigen, dass die Beiträge aus dem Ausland von 1984: 2,5 Mrd Rupien auf 2003-4: 50 Billionen Rupien gestiegen sind. 1976 wurde der *Foreign Contributions (Regulation) Act (FCRA)* implementiert, um den Fluss ausländischer Gelder an NGOs in Indien mit juristischen Mitteln kontrollieren zu können. Jede Organisation, die Unterstützung aus dem Ausland beziehen will, muss beim indischen *Home Ministry* (Innenministerium) registriert sein und in halbjährlichen Abständen Berichte über ihre Konten vorlegen. (vgl. Jalali, 2006, 4). Die Weltbank und die Vereinten Nationen zählen als multilaterale Geber hier nicht zu ‚ausländischen Institutionen‘, außerdem werden deren Zahlungen immer in Absprache mit der indischen Regierung vergeben. 2001 bis 2002 erhielten 59 NGOs in Indien über 100 Mio. Rupien, während 95% weniger als 10 Mio. Rupien erhielten. Auch in anderen Ländern findet man diese Disparitäten in der Mittelverteilung. Von den im Jahr 2001 fünf meistgeförderten Nichtstaatlichen Organisationen hatten drei, nämlich World Vision, Caritas und Gospel for Asia, christlichen Hintergrund, obwohl nur 2% der indischen Bevölkerung Christen sind. Ursächlich dafür ist unter anderem das in der Kolonialzeit entstandene Netzwerk der Missionen. Die bedeutendsten Geber sind die Vereinigten Staaten, an zweiter Stelle steht Deutschland vor Großbritannien und Italien. (vgl. ebd., 9f)

Sooryamoorthy und Gangrade beschreiben streng hierarchische NGOs, die sich in einem Wettbewerb um begrenzte Mittel mehr um ihre Arbeitsplatzsicherheit als um die Bedürfnisse der lokalen Bevölkerung kümmern. Oft werden Nichtregierungsorganisationen von einem charismatischen Führer geleitet, mit dessen Tod dann auch die NGO zugrunde geht. Teilhabe der Bevölkerung an Entscheidungsprozessen fehlt oft. (vgl. Sooryamoorthy; Gangrade, 2001, 6)

Ein weiteres Phänomen, das sich im zivilgesellschaftlichen Sektor abzeichnet, ist das Aufkommen von GONGOs (*Government Organized Non-Governmental Organizations*). Sie sind ein Widerspruch in sich - NGO bedeutet nämlich nicht immer, was der Name verspricht. Sie dienen zur Erschließung privater Geldquellen aus dem Ausland oder werden sogar durch ausländische staatliche Akteure ins Leben gerufen. Ursächlich für ihre Entstehung ist die Jagd staatlicher Entwicklungsorganisation nach Partnern im Süden. (vgl. Nuscheler, 2004, 567) Nuscheler zitiert Manfred Glagow

(1992 316), der schon früh einen großangelegten Versuch von Weltbank, UNDP und nationalen Entwicklungsbehörden, mittels Millionenprogrammen die NGO-Szene im Süden nach eigenen Interessen und Zielen „neu zu ordnen, zu sortieren und zu aktivieren“ (Glagow, 1992, 316. Zitiert nach: Nuscheler, 2004, 568) entdeckt hat. WIE Einflussnahme von Empfängern im Süden wahrgenommen wird, soll nun dargestellt werden.

14.1 Beiträge aus den Interviews

Siddhartha spricht von seinen Erfahrungen und den Dingen in die er persönlich involviert war, wie von einer Reise. Er ist seit 40 Jahren im Entwicklungsbereich tätig und sieht eine Geschichte, die sich über drei Generationen zieht. Er selbst begann seine berufliche Laufbahn als Ingenieur, wechselte dann zur Ökonomie, dissertierte zum Thema Wirtschaftsbeziehungen und lehrte an der Universität. 1967 trat er einer *Development Group* bei, deren Anführer ein Sozialist mit starker ghandianischer Überzeugung war. Er versuchte diese beiden Konzepte zusammenzuführen. So wollte er die Fehler der Sowjetunion, die Einschränkungen der Freiheit, die er dort beobachtete, vermeiden. Er lehnte den Stalinismus und die Gewalt ab. Doch umso mehr schätzte er die marxistischen sozialistischen Ideen. Mit der Zeit gewann Gandhis Philosophie immer mehr an Bedeutung in seinem Denken. Nämlich die Gesellschaft durch Überzeugungsarbeit und nicht durch Staatsgewalt zu verändern. Sein Ziel war es die Menschen außerhalb der Staatsgewalt zu erreichen. Damals spielten NGOs noch keine so bedeutende Rolle. Der wichtigste Gedanke zu dieser Zeit war: „We are not dependent on the state, not dependent on the government, because state power has a certain power limit.“ (Siddhartha, 2010) Staatsgewalt funktioniert in einer homogenen Art und Weise. Sie repräsentiert spezifische Interessen, die nicht notwendigerweise die Interessen der Bevölkerung widerspiegeln. Menschen sollen selbständig handeln und sich organisieren. Nicht notwendigerweise um Staatsgewalt zu ergreifen, sondern um sich selbst zu helfen. Das Machtpotential liegt unter anderem in der Beeinflussung von Wahlen. Mit Anarchie hat das aber ganz und gar nichts zu tun. „A vibrant civil society is related to an enabling state. If the state is not an enabling one, not an encouraging one, then civil society can not fertilize.“ (ebd.)

Finanziert wurde diese sehr kleine und überschaubare Zivilgesellschaft von privaten Spenden. Die Situation Ende der 60er Jahre ist mit der heutigen nicht zu vergleichen. Die säkulare Zivilgesellschaft war klein, die involvierten Menschen sehr idealistisch

und daher bereit die Bewegungen selbst zu finanzieren. (Siddhartha, 2010) Obwohl viele der AkteurInnen politische Wurzeln hatten, zum Beispiel als GandhianerInnen oder MarxistInnen-LeninistInnen, bewegten sich die Initiativen von den ursprünglichen Parteien weg. Trotzdem wurde die finanzielle Unterstützung der Zivilgesellschaft mit der Zeit zu einer Konstante staatlicher Aktivitäten. Ab da war es nicht mehr möglich über private Spenden finanziert zu werden. Zu diesem Zeitpunkt - Ende der 1960er Jahre- ist Siddhartha Teil dieser Organisationen geworden. Europa war damals vorherrschender Geldgeber. Die Kirchengelder, die in Europa nicht mehr absorbiert werden konnten, kamen nach Indien, meint er. Gelder von europäischen Regierungen waren damals zwar noch bilaterale Zahlungen, die von staatlichen Institutionen im ‚Westen‘ zu staatlichen Institutionen in Indien flossen, trotzdem gab es auch schon Unterstützung für zivilgesellschaftliche Bewegungen. Regierungen sahen darin eine Chance im Kalten Krieg ihre Positionen zu verbessern. Daher kam es zu staatlichen Subventionen aus dem ‚Westen‘. Anfangs waren vor allem die Niederlande und Deutschland sehr präsent.

14.1.1 Amerikanische und europäische Praxis im Vergleich

Um die Veränderungen der letzten 30 Jahre zu verstehen sei es besonders aussagekräftig die amerikanisch-indischen Beziehungen in diesem Kontext mit den europäisch-indischen zu vergleichen. Siddhartha zählt die WB auch zu den amerikanischen Organisationen.

„There is a difference between american and european funding. In the case of american funding, strings which were attached were clear and visible and transparent. Whereas in the european funding Europe was trying to ground a relationship with Asia, following the former colonial relationship. There are generations of India experts in the UK and also generations of India experts in Germany and France. French funding was not much although. Europeans generally knew our thoughts. Knew how to influence without making it visible. To be an influence without being visible.” (Siddhartha, 2010)

Wenn eine zivilgesellschaftliche Organisation in Indien Subventionen von einer externen Agentur aus Europa bekommt, wird diese keine Konditionalitäten diktieren und explizit machen, welche Standards zu erfüllen sind. Trotzdem wird bei den Empfängern wahrscheinlich eine Wahrnehmung und Ahnung entstehen, dass: „perhaaaaps, if you do this, this would be much more light weight”. (ebd.) Auch wenn Geber einen Vorschlag ablehnen, versteht man meist sofort warum. „I would say the relationship between Europe and India was always much more settled, than the

relationship between the recipients here and the giver in the US.” (ebd.) Aufgrund der jahrelangen Erfahrung Europas mit Indien sind die Beziehungen mit europäischen Institutionen gefestigter, als die mit den Amerikanern.

Ist diese Kommunikation perfekt? Aus Siddharthas Perspektive macht man sich als Empfänger viele Gedanken darüber, was von den Gebern akzeptiert und gemocht werden wird. Manchmal funktioniert das, manchmal nicht - dann endet die *funding relationship* nach einiger Zeit. Dieses Scheitern wird dann von der Empfängerseite analysiert und bietet Gelegenheit, um daraus zu ‚lernen‘. Dreimal hintereinander wird von Siddhartha betont, dass diese Reflexionen ständig stattfinden.

Europäer finanzieren Programme bei denen sie selbst kritisiert werden. Hier gibt es eine Art Tauschhandel, denn während in gewissen Bereichen Kritik akzeptiert wird, wird in anderen Anpassung verlangt. Das ist der Grundcharakter der Zusammenarbeit. Siddhartha beobachtet Veränderungen in der Praxis amerikanischer Institutionen. Sie machen Fortschritte was ihr Verhandlungsgeschick betrifft, meint er, und beginnen, anders als die Generation der 60er Jahre langsam Kritik zu akzeptieren. Zahlreiche internationale NGOs fassten in den Dürreperioden zwischen 1965 und 1967 in Indien Fuß: „Many of them established permanent local operations thereafter. Moreover, foreign funds began flowing to domestic NGOs in India, changing the character of civil society once more.“ (vgl. ADB, 2009, 1)

Flache Entscheidungsstrukturen, innere Demokratie und Transparenz waren Konzepte, die Ende der 1960er innerhalb zivilgesellschaftlicher Organisationen noch nicht verankert waren. (Siddhartha, 2010) Ihre Zeit kam zehn Jahre später. Zwischen 1975 und 1977 herrschte Notstand in Indien. Der Staat beschloss mit den Organisationen der Zivilgesellschaft zu kooperieren. So entstand eine neue Strömung von Civil Society Organisations (CSOs), die sich fortwährend veränderte und auch immer wieder aufs neue bewertet und beurteilt wurde. In der Kommunikationskultur der zivilgesellschaftlichen Organisationen hatte sich viel getan: die Offenheit für Kritik von innen und außen war eine der bemerkenswertesten Neuerungen seit 1967. (vgl. ebd.) „Transparency, democracy, openness, spaces within and openness for criticism from outside” (Siddhartha, 2010) sind die Achsen für säkulare europäische Unterstützung und so vollzog sich in Indien diesbezüglich eine Anpassung. Die zivilgesellschaftlichen Organisationen, die diesbezüglich nicht mitzogen wurden nicht mehr als *gut* eingestuft: „And because of peer pressures, more and more CSOs had to accept the new set of norms.” (ebd.) Der Entwicklungsdiskurs orientiert sich an diesen Normen und

dementsprechend positiv sind sie besetzt.

Vor 40 Jahren hielt sich die finanzielle Unterstützung von Seiten der Amerikaner und Europäer in Grenzen. Damals passierte EZA primär im Rahmen staatlicher Zusammenarbeit. Nach 1977 jedoch, gab es eine allgemeine Unzufriedenheit mit den staatlichen Institutionen, so entstand das Bedürfnis nach einer stärkeren Zivilgesellschaft. Finanziell gab es ab diesem Zeitpunkt von Seiten der Europäer mehr Unterstützung, als man erwartet hatte, was unter anderem auf die Einflüsse des Thatcherismus, die außenpolitischen Interessen Großbritanniens und die neoliberale Vorliebe für private - im Unterschied zu staatlichen - Initiativen zurückzuführen war. (vgl. Siddhartha, 2010)

Je mehr Geld zur Verfügung stand, desto größer und zahlreicher wurden die Operationen und Projekte. Dafür bedurfte es Personals und die Anzahl der MitarbeiterInnen in indischen, aber auch in europäischen CSOs wuchs stetig. Unterschiedliche Menschen, die auch die Möglichkeit bekamen ihr eigenes Verständnis von ‚Entwicklung‘ umzusetzen. Sowohl in Indien, als auch im ‚Westen‘. Die Organisationen haben unterschiedliche Schwerpunkte und Ausrichtungen. Insofern war klar, dass eine spezielle Form von Artikulation bei der einen Organisation gut, bei einer anderen allerdings weniger gut ankam. Es gab radikale, progressive und konservative Kräfte: Gandhianer – nicht-Gandhianer und so entstand eine Vielfalt an Strömungen (vgl. ebd.).

Diese CSOs, die mittlerweile auch Unterstützung von europäischen Organisationen erhielten, entwickelten neue Normen und Standards in einer Art, dass sie sowohl von der Kirche als auch von säkularen Einrichtungen anerkannt wurden. Durch die finanziellen Zuwendungen von Seiten der Kirche und aufgrund der Konditionalitäten, begann die institutionalisierte Zivilgesellschaft vermehrt mit ‚den Ärmsten der Armen‘: den Dalits, den Tribals, den Minderheiten – zu arbeiten. Siddhartha sagt dazu: „The gospel doesn't talk about minorities, but it is an extension of the same idea in a new context. And also with women as a generally oppressed group, rather generally speaking.“ (ebd.) Minderheiten oder unterdrückte Frauen fallen als Zielgruppe unter das, was das Evangelium als ‚die Ärmsten der Armen‘ bezeichnen würde. Durch diese Aktivitäten gerieten die CSOs in Indien und die säkularen Unterstützer aus Europa auf die selbe Wellenlänge. (vgl. ebd.)

Die in amerikanischen Geberorganisationen vorherrschende Weltanschauung führte zu

einem Fokus auf Gender-Projekte, auch Selbstbehaftung von Adivasis¹⁰, der indigenen Bevölkerung Indiens, gewann an Bedeutung. Manche Organisationen hatten ihren Schwerpunkt auf die Unterstützung der Dalits und anderer Minderheiten gelegt. Es entstand eine Vielfalt an Organisationen, die laut Siddhartha unheimlich bereichernd war. Denn sie war ursächlich für eine Form der Gleichberechtigung zwischen Geber und Empfänger, und reduzierte das Machtverhältnis zwischen den Institutionen vor allem auf inhaltlicher Ebene. Denn wenn eine CSO in Indien mit den Prioritäten ihres Geldgebers nicht mehr übereinstimmte, hatte sie die Möglichkeit einen neuen Geber mit ihr ähnlichen und bestenfalls gleichen Prioritäten zu suchen. Eine auf Dalits ausgerichtete NGO konnte so ihren Kurs weiterverfolgen, selbst wenn ihr Partner im ‚Westen‘ eher einen anderen Schwerpunkt bevorzugen würde. Die Organisation konnte sich nach einem neuen Partner umsehen, was sie in der Positionierung und im Machtgefälle in eine bessere Ausgangslage brachte. „And therefore we find that it is not necessarily the same relationship which is got to be a relationship between X from there and A from here. X became Y, and A became B like that.” (Siddhartha, 2010) Die Beziehungen änderten sich durch diese Vielfalt grundlegend. Schließlich haben auch Geberorganisationen und die darin arbeitenden Menschen ein starkes Interesse an der Umsetzung guter Projekte. Denn in der Projektarbeit liegt überhaupt die Existenzberechtigung der Geberorganisationen und auf individueller Ebene die Legitimation und Sicherung von Arbeitsplätzen.

In weiterer Folge kam es zu einem anderen Phänomen, nämlich einer Form inhaltlicher Hybridisierung der Schwerpunkte. Während sich als erster Schritt eine Vielfalt an Inhalten herausbildete, hybridisierten sich diese dann in der Praxis der Entwicklungszusammenarbeit zu inhaltlichen Komplexen. Früher gab es Projekte, die sich ausschließlich mit Adivasis, Gender oder Dalits beschäftigten, heute sind Projekte meistens eine Kombination aus mehreren Inhalten. „There is a common paradigm: gender, poor, participation, empowerment. There are major points on the agenda to fulfill.”(ebd.) Vielfalt auf Seiten der Geber führte also zu einem Gesinnungswandel innerhalb der Zivilgesellschaft. Eine Pluralität, die aus verschiedenen Pluralitäten heraus entstand. Vor zwanzig Jahren war das in dieser Form noch nicht der Fall. Die Zivilgesellschaft ist multidimensional geworden. (Siddhartha, 2010) Diese Veränderungen sind Momentaufnahmen, ob sie nun auf die Hälfte oder ein Drittel der

¹⁰ ‚Adivasi‘ ist die Selbstbezeichnung der indigenen Bevölkerung (Urbevölkerung) im heutigen Indien. (vgl. ASW, 2010)

durchgeführten Operationen zutreffen ist schwer zu sagen, meint Siddhartha. Aber eines ist sicher:

„You have certainly more instances of equality now. For example when a donor agency said they will change their policy, that was accepted 20 years back. [...] this was a given thing. We had to accept it.[...]Nowadays, DED, Novib or others certainly will be very distant to changing their policy without a discussion with their indian partners.” (Siddhartha, 2010)

Frater Rocky Banz erkennt ähnliche Mechanismen der Einflussnahme. Vor dreißig Jahren, als Privatpersonen noch viel spendeten und christliche Organisationen viel Geld hatten, wurden kirchliche Organisationen in Indien noch nicht von der Bürokratie der europäischen Union unter Druck gesetzt:

„Today these organizations are dependent on the fundings of the European Union and as soon as it comes to financial dependency you can observe, the bureaucracy of the European Union puts a lot of pressure on them and hence also on us.” (Banz, 2010)

John D' Souza sieht im Entwicklungsapparat oft bevormundendes Verhalten vieler Geberorganisationen. Diese haben eine ganz klare Vorstellung davon was ‚Entwicklung‘ für sie bedeutet. Dem müssen die ausführenden Organisationen in Indien gerecht werden.

„I'm not contesting the individual idea. Some of the ideas are in the whole spirit of all the NGOs that are there. It is right from the left to the right. You have it the church right wing charismatic organisation to the left wing. And there are many people who are open. I am not characterizing what is good or bad. What I am saying is the major of the communication says that almost all of them have a preconditioned notion of what they want to do.” (D' Souza, 2010)

14.2 Inter- versus transkulturelle Perspektive

14.2.1 Interkulturelle Perspektive: ‚Machtdistanz‘

Die interkulturelle Kommunikationstheorie kennt die Dimension der ‚Machtdistanz‘ nach Hofstede. (vgl. Hofstede, 2003, 83) Damit lässt sich abbilden, in welchem Ausmaß ungleiche Machtverhältnisse in einer Kultur akzeptiert werden. Margret Steixner hat, angelehnt an Hofstede, die Kulturdimension ‚Führungsstile‘ (vgl. Steixner, 2007, 57ff) erarbeitet. Hohe Machtdistanz bedeutet, dass ein hohes Machtgefälle in Institutionen und Organisationen von den Mitgliedern als unproblematisch erlebt und daher erwartet wird. Niedrige Machtdistanz bedeutet das Gegenteil, nämlich dass große Machtgefälle in Institutionen und Organisationen als sehr problematisch erlebt und daher bekämpft

werden. Hofstede zufolge bilden sich dementsprechend sehr flache und durchlässige Hierarchiesysteme aus. (vgl. ebd.)

Siddhartha beschreibt, wie die Präsenz ‚westlicher Geber‘ zu tiefgreifenden Veränderungen innerhalb der Kommunikationskultur der Organisationen selbst geführt hat. Innere Demokratie und flache Entscheidungsstrukturen sind, folgen wir den Annahmen von Hofstede traditionell westliche Ansätze. Wenige Länder sind für ihre hierarchisch organisierte Gesellschaft so bekannt wie Indien. Die in der interkulturellen Kommunikationstheorie beschriebene Dimension der Machtdistanz zeigt hier die Einflussnahme auf die indische Zivilgesellschaft eindrücklich auf.

Der Prozess, der die in Indien übliche Machtdistanz im zivilgesellschaftlichen Bereich schmälern wollte, ist paradoxerweise durch die machtvolle Position, im Sinne von ökonomischer Überlegenheit, der Geberorganisationen passiert. Aus Post-Development-Perspektive könnten die Interviewergebnisse als *Westernisation* der indischen Zivilgesellschaft interpretiert werden, da die Einflussnahme der westlichen Geber auf Organisationen im Süden offensichtlich wird. Sie passiert bei Organisationen aus Europa subtiler als in der amerikanischen Praxis, aber sie passiert in jedem Fall.

Ein transkultureller Ansatz lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf die Funktion von Kommunikation, ebenso auf die soziale Identität der AkteurInnen. Man gibt sich nicht mit regional begrenzten Kulturdimensionen wie Machtdistanz zufrieden, sondern untersucht das Entstehen neuer Kulturräume, die aus der Begegnung heraus entstehen. Der Fokus ist also wieder auf den Kulturraum EZA gerichtet.

14.2.2 Transkulturelle Perspektive: ‚Machtdistanz‘

Zentral für die transkulturelle Perspektive ist der im Theorieteil erläuterte Kulturbegriff einander durchdringender und miteinander kommunizierender Kulturen. Anhand dessen kann sich eine Kultur der Entwicklungszusammenarbeit als „neue Lebensform“ (Welsch, 1992, 5) postulieren lassen, die keine statische Gegebenheit, sondern zeitabhängig, generierbar und wandelbar ist.

Es kann nicht behauptet werden, dass Egalitätsprinzipien im indischen Kontext nicht zu finden sind, es sei denn, wir hängen einem reduktionistischen Kulturbegriff an. Unbestritten bleibt, dass Indien für seine enorme Hierarchisierung der Gesellschaft bekannt ist. Doch die Wurzeln dessen, was als soziale Gleichheit bezeichnet werden

kann, finden sich schon im Mittelalter in den Einflüssen des Islam auf den Subkontinent. (vgl. Weiner, 1962, 2) Wirklich stark wurde der Kampf für Gleichberechtigung hingegen erst im 19. Jahrhundert in der Anti-Kastenbewegung. (vgl. ebd.) Einflüsse auf den „struggle for equality in India“ (Weiner, 1962, 1) kamen in den 1920er Jahren vor allem aus Christentum und Sozialismus. (vgl. ebd., 2) Ein Kampf um Gleichberechtigung kann aus dem indischen Kontext also nicht mehr weggedacht werden. Bimrao Rhamjii Ambedkar, der am Befreiungskampf Indiens von der britischen Kolonialmacht teilnahm und als Antagonist von Mohandas Ghandi gilt, hat sich als Dalit nicht nur gegen die britische Besatzung, sondern auch gegen die nationale indische Elite und gegen Ausbeutung und Unterdrückung gestellt. (vgl. Omved, 2004, xv. Zitiert nach: Castro Varela; Dhawan, 2005, 20)

Das Postulat, es gäbe EINE indische Kultur, die von einer Akzeptanz der hierarchischen Ordnungen geprägt ist, kann also sowohl als zu undifferenziert wie auch als zu generalisierend verworfen werden. Das konnte im Theorieteil gezeigt werden, auch aus interkultureller Perspektive. (Siehe S. 88. i.d.v.A.) Dementsprechend kann auch die Annahme aus Post-Development-Perspektive, nämlich dass es zu einer *Westernisation* kommt, als zu vereinfachend bezeichnet werden. Zu subjektiv wäre die Interpretation dessen, was ‚indische Kultur‘ nun sein soll. Durch diese voranschreitende Deterritorialisierung und das Entstehen neuer Lebensformen, wie zum Beispiel der Zivilgesellschaft in der EZA, bewegen wir uns heute jenseits von klassischen Kulturauffassungen, und beobachten, dass neue Lebens- und Kulturformen die alten Konzepte durchdringen.

Transkulturelle Ansätze orientieren sich dabei nicht an geografischen, sondern an sozialen Grenzen. Die Dimension ‚Machtdistanz‘ kann als Analyseinstrument verwendet werden, um zu untersuchen, wo Machtgefälle akzeptiert werden und wo nicht. Denn Machtgefälle und Einflussnahme von Gebern aus dem ‚Westen‘ auf Empfänger aus dem ‚Osten‘ sind zweifelsohne beobachtbar. Durch eine transkulturelle Perspektive kann der Diskurs weniger in den Kategorien ‚West‘/‚Ost‘, sondern vielmehr in Geber/Empfänger Kategorien stattfinden. Denn Empfängerorganisationen, die sich im ‚Westen‘ befinden, wie zum Beispiel die entwicklungspolitische NGO Südwind in Wien, sind ähnlichen Mechanismen und in weiterer Folge Entwicklungen unterworfen, wie sie für die indische Zivilgesellschaft skizziert wurden. Auch Österreich ist, aus historischer Perspektive, nicht gerade für seine flachen Entscheidungsstrukturen

bekannt, und trotzdem haben sich innerhalb der meisten NGOs flache Hierarchien herausgebildet. International kann, wie auch noch im weiteren Verlauf der Arbeit gezeigt wird, eine hohe Machtdistanz in der Beziehung zwischen Geber und Empfänger beobachtet werden. Der transkulturelle Ansatz kann also die Frage nach global gültigen Dispositionen in der Entwicklungsarbeit stellen und so ein tiefgehendes Verständnis für deren Ursachen schaffen, indem er vertikale also soziale Differenzierung der Gesellschaft in sein Kulturverständnis einschließt. Dieser Ansatz schafft einen differenzierten Blick und eröffnet die Möglichkeit auf einer solchen Ebene die politischen Implikationen dieser Machtverhältnisse zu diskutieren, ohne in der Analyse an territorialen Grenzen halt zu machen. Populismus, wie wir ihn in der Post-Development-Theorie finden, kann so vorgebeugt werden ohne kritisches Potenzial zu verlieren. International wird deutlich, dass im Fall der EZA das Ziel der Kommunikation für den Geber ein anderes ist als für den Empfänger. Geberinstitutionen wollen ihr eigenes Entwicklungsverständnis in den finanzierten Projekten umgesetzt sehen. Im Selbstverständnis des Gebers, soll er dabei aber nicht offensichtlich bestimmend agieren, sondern *Ownership* und Selbstbestimmung der Empfänger fördern. Auf den ersten Blick wird das durch das aktuelle Prozedere erfüllt. Durch die Bedingungen entscheiden sich die Empfänger selbst bei der Antragstellung dem Entwicklungsverständnis zu folgen. Doch eigentlich haben viele keine andere Wahl, da sie finanzieller Unterstützung bedürfen. Für sie hat Kommunikation eine andere Bedeutung als für die Geber. Ihnen geht es darum finanzielle Unterstützung zu erhalten. Sie müssen sich also an die Bedingungen der Geber halten, auch wenn diese nur indirekt diktiert werden. Diese Grundlage der Zusammenarbeit führt bei manchen AkteurInnen zu Frustration, da sie sich der asymmetrischen Beziehung sehr bewusst sind und die damit verbundene verzerrte Kommunikation stark spüren. Authentische Kommunikation vom Empfänger zum Geber wird fast unmöglich und die Beziehungsebene ist gestört.

Weiters ist es dem Geber ein Anliegen durch Kommunikation die seiner Meinung nach angemessene Verwendung der Mittel kontrollieren zu können. Das gelang durch die Beeinflussung des Selbstverständnisses von Empfängerorganisationen. Attribute wie *Transparency*, *Openness* und *Accountability* werden im Unterschied zu den 1970er Jahren hoch gehalten. Die Einflussnahme gelingt über das finanzielle Abhängigkeitsverhältnis. Transparenz, Offenheit und Verantwortlichkeit sind aber auch für die Zielgruppen der Projekte sinnvoll. Denn so kann Korruption vermieden werden.

Symmetrische Kommunikation kann nur dann ermöglicht werden, wenn das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Geber und Empfänger reduziert wird. So führte das Vorhandensein mehrerer potenzieller Geldgeber zu mehr Gleichberechtigung in der Kommunikation, als das noch vor einigen Jahren der Fall war. Ohnehin wird versucht, den Interessen der Geber zu entsprechen und trotzdem die eigenen Vorstellungen umzusetzen.

15 Zwischenmenschliche Beziehungen

Wie insbesondere Watzlawick, als auch Schulz von Thun zeigen (Siehe S. 26ff i.d.v.A.), kann die Beziehungsebene nicht unabhängig von der Inhaltsebene gedacht werden und umgekehrt. Eine Störung der Kommunikation auf Inhaltsebene kann durch eine Störung der Beziehungsebene verursacht werden. Zwischenmenschliche Beziehungen sind also, wie im Theorieteil ausgeführt, Schlüsselfaktoren für gelungene Zusammenarbeit. Das folgende Kapitel widmet sich der Frage, wie zwischenmenschliche Beziehungen in der Kooperation von Geber- und Empfängerorganisationen wahrgenommen werden. Die Perspektive der Organisationen im ‚Osten‘ steht hier im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Zu Beginn werden themenrelevante Beiträge aus der Literatur dargestellt und in weiterer Folge um Beiträge aus den Interviews in Indien ergänzt.

Fundsforngos.org schreibt im Handbuch für *Proposal Writing*, dass es in der Zeit der Antragstellung oft zu gar keinen zwischenmenschlichen Kontakten komme: „In formal invitations for proposals, the donor may discourage any contact with the proposing organizations.“ (fundsforngos.org, 5) John Hailey hat in einer Studie über Prozesse und Praktiken in neun südasiatischen NGOs die Erfolgsrezepte ‚effizient arbeitender Organisationen‘ untersucht. Er kam zum Schluss, dass informelle, unbürokratische, persönliche Interaktionen ein Schlüsselement für partizipative Entscheidungsfindungsprozesse und den Erfolg von Entwicklungsprojekten sind: „we have possibly overlooked such highly personal criteria as respect, trust and even friendship in determining the success of many development projects.“ (Hailey, 2007, 88) Er beschäftigt sich in seinem Artikel „Beyond the formulaic“, was als "über das Formelhafte hinausgehend" übersetzt werden kann, zwar primär mit der Interaktion von NGOs mit der lokalen Zielgruppe, seine Aussagen können jedoch auf den Umgang zwischen Geber- und Empfängerorganisationen übertragen werden. Die erfolgreichsten Organisationen haben seiner Studie zufolge am meisten Zeit in die Schaffung und

Pflege von funktionierenden zwischenmenschlichen Beziehungen investiert. Vorgefasste Rezepte seien dem Erfolg von Entwicklungsprojekten abträglich, argumentiert Hailey: man müsse zuhören und lernen, und sich nicht hinter Formularen und Konditionalitäten verstecken. Hailey bezieht sich sowohl auf Hofstede und seine Machtdistanzdimension, als auch auf Trompenaars und die Kulturdimension der kollektivistischen Identität. Er schreibt: „the cultural context and circumstances in which many South Asian NGOs operate is more conducive to informal, personalized methods than functional formulaic approaches.“ Entscheidungsträger investieren sehr viel Zeit in den Aufbau von vertrauensvollen Beziehungen. „Their interaction is based not on formulaic, structured processes, but more on common sense, shared beliefs, and mutual dialogue.“ (Hailey, 2007, 94)

15.1 Ergebnisse aus den Interviews

Die ‚interkulturelle‘ Annahme, dass zwischenmenschlichen Beziehungen aus ‚indischer Sicht‘ zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird, wird von John D' Souza bestätigt, allerdings mit Einschränkungen was die regionale Verankerung der Kommunikationskultur betrifft. Er bestätigt somit sowohl den Ansatz der transkulturellen Kommunikation, nämlich Kulturräume nicht geographisch abzugrenzen, als auch die Existenz unterschiedlicher Kulturdimensionen. Über die letzten Jahre beobachtet er starke Veränderungen in der Kommunikationskultur der Entwicklungszusammenarbeit. Früher hätte man in den zwischenmenschlichen Begegnungen im Rahmen der Zusammenarbeit mehr Wert auf langfristige, emotionale Beziehungen gelegt. Er stellt fest:

„You rarely have a continuous relation with one person. Unlike earlier you had a link with that person, you had a very emotional thing. That person knew you, knew your family, your daughters, he would come and play with them. There was an understanding, he felt like your family.“ (D' Souza, 2010)

Manche KollegInnen aus dieser Generation haben ihren Lebensmittelpunkt sogar nach Indien verlagert. In jedem Fall pflegen die meisten noch immer ein enges und freundschaftliches Verhältnis zu D' Souza. Dies entspricht dem Grundcharakter kollektivistischer Identität, in der das Berufsleben mit dem Privatleben überlappt und langfristige zwischenmenschliche Beziehungen gelebt werden und die emotionale Komponente eine Rolle spielt.

Nun ist das anders. Die MitarbeiterInnen in den Büros der Geberinstitutionen bleiben

meistens nur für wenige Jahre in ihrem Job und wechseln dann in eine höhere Position innerhalb anderer Institutionen. Eine langfristige Beziehung wird damit verunmöglicht, daher haben sich auch die freundschaftlichen Beziehungen stark reduziert. John D' Souza sieht die Ursache hierfür in der Karriereorientierung der jungen AkteurInnen der Entwicklungszusammenarbeit. Die meisten wollen einen Job bei den Vereinten Nationen, NOVIB oder der Weltbank. In Indien selbst beobachtet er ähnliches bei den Consultants. Die meisten AbsolventInnen des Tata Institutes (eine der besten Universitäten Indiens für *Development Studies*), oder Sussex University arbeiten später als Consultants. Kaum jemand sammelt Erfahrung an der Basis, was zu einer gewissen Abgehobenheit führt: „What you are speaking to, is as good as talking to a corporate management trainee, who knows that this is just brief. **All this is not a problem whether the other person is indian or foreign, it is not the color of the skin, it is the color of the job - the kind of function that you give.**” (D' Souza, 2010)

D' Souza erzählt außerdem von jungen EuropäerInnen, die einen besonderen Bezug zu Indien haben und wegen eines Entwicklungsprojekts oder eines Studentenaustauschs einige Zeit in Indien verbringen. Ihnen spricht er enorme Offenheit und Neugier für zwischenmenschliche Beziehungen zu und unterstreicht damit noch einmal das Argument, dass es nicht auf das Herkunftsland, sondern auf die ‚Arbeitskultur‘ ankommt, in der man sich befindet:

„I find that whoever manages to reach here, when you are talking to them, they are much more sensitive than somebody in Bombay. I found them definitely much more sensitive. Because you already come with that idea: I have moved from there...I come to a new place. So you definitely have this advantage. So it is not about intellectual honesty, it is the job that you got do. So I find that most of the people who come to visit an organisation, who want to stay and work in a rural area, they come with definitely much better skills, with much more commitment. [...] (D' Souza, 2010)

Als Ergänzung aus der Literatur möchte ich hier Everjoice Win anführen, die hier ein sehr ähnliches Bild zeichnet. In einem offenen Brief an eine ehemalige Praktikantin ihrer NGO beschreibt sie, wie diese sich im Laufe ihrer Karriere in den verschiedenen Jobs verändert. Als Praktikantin war sie neugierig, offen und wollte lernen, zwei Jahre später kehrt sie als Expertin einer Geberinstitution zur selben Organisation zurück und hat sich im Wesen und im Umgang mit Win komplett verändert. (Win, 2004, 123ff)

Frater Rocky Banz sieht vor allem unter europäischen Jugendlichen Veränderungen zum Positiven. Die Philosophie der Europäer hätte sich gebessert, sie bringen Indien mehr Respekt entgegen als noch vor 20 Jahren, meinte er. Zwischenmenschlichen

Beziehungen misst er einen enormen Stellenwert zu. Auf Organisationsebene kann er nicht generalisieren: „There are some who are listening a lot, who are coming to India to see the projects, who try to understand, who talk to the people etc. and then there are some, that spend much less time with these processes.” Er schätzt die persönliche Auseinandersetzung der Geberorganisationen mit den Empfängern sehr. Die persönlichen Beziehungen mit den in Entwicklungsagenturen arbeitenden Menschen sind für gewöhnlich ausgesprochen gut. Er sieht keine interkulturellen Faktoren, die die Kommunikation irgendwie beeinträchtigen könnten. Wenn man in einer guten, ehrlichen Art und Weise kommunizieren will, dann kann man das. Was er jedoch empfiehlt ist ein verstärkter Austausch zwischen Geber- und Empfängerorganisationen:

„What I would definitely recommend to organizations that are based in the North/West is that they come to India. It is important that they spend some time here to understand. Trying to do all the communication from distance is possible, but not as successful as real, personal meetings. People who are working in donor agencies should come and see what we are actually doing. In which circumstances we are acting.” (Banz, 2010)

Gegenseitiger Austausch wäre seiner Meinung nach noch sinnvoller. Ein Besuch in Deutschland, die Arbeitspraxis dort und das Verständnis für die MitarbeiterInnen der Geberorganisation hätten ihm die Augen geöffnet. Seitdem interpretiert er Auflagen und Bedingungen nicht mehr als überzogen, sondern als notwendig für die Bewältigung des Arbeitsvolumens in Deutschland.

Siddhartha bestätigt die Kurzlebigkeit in der gängigen Entwicklungspraxis allgemein, betont jedoch das gute Verhältnis zu den Geberorganisationen des CWS. Seine Organisation besteht seit 30 Jahren und wurde erst 1992 von der deutschen Geberorganisation unabhängig. Die Beziehungen mit dem für sie wichtigsten Geldgeber ASW bestehen seit Jahrzehnten und sind dementsprechend gut. Er schätzt die vertrauensvolle Beziehung, den Respekt den man den indischen Partnern entgegenbringt und beobachtet Neugier und Lernbereitschaft auf Geberseite. Auch er empfiehlt viel zwischenmenschlichen Kontakt und direkte Kommunikation zwischen Menschen in den kooperierenden Organisationen.

15.2 Inter- versus transkulturelle Perspektive

15.2.1 Interkulturelle Perspektive: ‚Individualistische versus kollektivistische Identität‘

Eine der bekanntesten Kulturdimensionen ist jene Einteilung in kollektivistische und individualistische Gesellschaften. Margret Steixner fasst diese Kulturdimension unter dem Begriff „Beziehungsstile“ zusammen. (Steixner, 2007)

„Diese wirken überall und sind deshalb im Stande, Erklärungen für unterschiedliche Herangehensweisen im Bereich der Arbeitsstile, der Denkstile, Organisationskulturen, Motivationsmechanismen, Innovationsmechanismen, Konfliktformen etc. anzubieten. In diesem Sinne halte ich die Achse Individualismus-Kollektivismus als die gehaltvollste Säule des Modells kultureller Differenz.“ (Steixner, 2007, 38)

Sowohl Geert Hofstede (vgl. Hofstede, 2003, 289ff) als auch Fons Trompenaars (vgl. Trompenaars, 1993. Zitiert nach: Steixner, 2007, 38) arbeiten in ihren Modellen mit dieser Dimension. Beschrieben wird dabei die Ich-Orientierung, die entweder als individualistisch oder kollektivistisch dargestellt werden kann. Während die Geberinstitutionen meist in individualistisch geprägten Kulturräumen angesiedelt sind, befinden sich die Empfänger oftmals in Ländern, die dem kollektivistischen Kulturkreis zugerechnet werden. Bleiben wir also in den regional verankerten Kulturbegrifflichkeiten, wären die Vereinigten Staaten oder Westeuropa individualistisch und die Länder Asiens kollektivistisch ausgerichtet.

Die Kulturdimension des ‚Individualismus‘ beschreibt das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft. Sie erörtert wie Menschen zusammenleben. Das Selbstkonzept eines kollektivistisch sozialisierten Menschen orientiert sich stark an seiner Familie, am erweiterten Familienverband oder an der Arbeitseinheit. Seine Identität definiert sich also über seine Zugehörigkeit zu einer gewissen Gruppe. Hofstede spricht hier von „I-Consciousness“ versus „We-Consciousness“. (Hofstede, 2004, 227) Im Gegensatz dazu, erleben sich Menschen, die in individualistisch ausgerichteten Kulturräumen sozialisiert wurden, als eigenständige Wesen, mit eigenen Interessen innerhalb mehrerer Gruppen. Denn in der Regel gehören individualistisch sozialisierte Menschen verschiedenen Gruppen an, zu denen eine lockere und unverbindliche Beziehung besteht, die nur selten tiefere Persönlichkeitsstrukturen betrifft. (vgl. ebd.) Das betrifft auch die Abgrenzung zwischen beruflichen und privaten Lebenssphären. Diese sind abgegrenzt, überschneiden sich bei starker Kollektivismusorientierung hingegen stark. In kollektivistisch ausgerichteten Kulturräumen werden Beziehungen angestrebt, die auf

Emotionalität, Langfristigkeit und Asymmetrie beruhen. In individualistischen Kulturräumen lebt man kurzfristige, rationale und symmetrische Beziehungen. (vgl. ebd., 235ff) Was die Gestaltung der Kommunikationsprozesse in der Entwicklungsprojektfinanzierung betrifft, kann festgestellt werden, dass in der Wahrnehmung der Interviewpartner die so genannte westliche individualistische Kommunikationskultur, nämlich die der kurzen, symmetrischen und wenig emotionalen Beziehungen dominiert. Die zwischenmenschlichen Kontakte haben abgenommen, was sicherlich eines der größten Probleme in Geber-Empfänger Beziehungen darstellt.

15.2.2 Transkulturelle Perspektive: ‚Individualistische versus kollektivistische Identität‘

Selbst wenn aus interkultureller Perspektive die ‚westliche‘ Kulturdimension dominiert, sprechen die Aussagen der Interviewpartner für den transkulturellen Ansatz, der keine regional abgrenzbaren Kulturräume anerkennt, sondern sich auf Transformationsprozesse und die dadurch entstehenden Kulturräume konzentriert. John D' Souza nimmt diese folgendermaßen wahr:

„Many of the people who are indian are more western, than today's modern european. Because today's modern european or post modern european is much more soft [...] whereas here the fellows, who are climbing up are losing this. (D' Souza, 2010)

Einer der Hauptkritikpunkte an der gängigen Praxis ist: „Slowly what has happened is that the bureaucratic system has taken over the whole negotiation.“ (D' Souza, 2010) Die Konsequenz daraus war, dass das bürokratische System mittlerweile den gesamten Verhandlungsprozess bestimmt. Man kann also postulieren, dass es im Kommunikationssystem der Entwicklungszusammenarbeit zu einer Dominanz des so genannten individualistischen Ansatzes gekommen ist, der sich in den letzten Jahren noch verstärkt hat. Jedoch haftet die individualistische Identität nicht allen Menschen aus dem ‚Westen‘ an und ist den InderInnen fremd, sondern hängt von ihrer Ausbildung und Sozialisation und ihrer Funktion und Position innerhalb der EZA ab. Gerade in der EZA hat sich eine eigene internationale Kultur entwickelt. Dementsprechend wenig überraschend ist es, dass die Abnahme zwischenmenschlicher Kontakte auch von österreichischen Akteuren kritisiert wird. Stefan Kerl arbeitet seit 14 Jahren in der entwicklungspolitischen Informations- und Kampagnenarbeit. Derzeit ist er Kampagnen-Bereichsleiter in der Organisation Südwind und mit der Antragsstellung bei Gebern, sowie den Rahmenbedingungen für Kommunikation aus einer österreichischen

Perspektive vertraut.

Zu den Entwicklungen der letzten Jahre meint er:

"Während früher die zuständigen BeamtInnen zum Beispiel der EU-Kommission sowohl namentlich als auch persönlich bekannt waren, bei den relevanten Konferenzen auftraten, inhaltlich kompetent sein durften und sich in Projektentscheidungen aktiv einbrachten, erfolgt die Mittelvergabe heute durch unabhängige und unbekannt so genannte Evaluation Committees. Die ExpertInnen oder Consultants dieser Committees darf man nicht kennen und sie dürfen auch die NGOs nicht kennen. Sie entscheiden anhand vorgegebener Evaluation Grids ob ein Proposal den Prioritäten und Anforderungen des jeweiligen Calls entspricht – oft geht es aber dabei nur darum ob das richtige Wording und die richtigen Labels wie Gender oder Sustainability verwendet wurden. (Kerl, 2011)

Enge persönliche Zusammenarbeit zwischen Geber- und Empfängerorganisationen wurde verringert, um Objektivität zu sichern und nicht zu viel Einfluss auf NGOs auszuüben. Schließlich sollen diese selbst die Initiative ergreifen, die Planung vornehmen und das Projekt in weiterer Folge eigenständig umsetzen. Eine wirkliche Zusammenarbeit ist dabei nicht mehr notwendig, da dem Geber nur mehr die Rolle des Financiers zukommt. Allerdings entspricht beides nicht der Realität. Auch wenn die zwischenmenschlichen Beziehungen abgenommen haben, erfüllen die Empfängerorganisationen die Erwartungen der Geber, um an finanzielle Mittel zu kommen. Inhaltliche Unabhängigkeit ist also nicht gegeben. Aus transkultureller Perspektive stellt sich die Frage, wem zwischenmenschliche Kontakte in der Arbeit wichtig sind und wer einen anonymisierten, distanzierten Beziehungsstil bevorzugt. Die Grenzen verlaufen hier nicht territorial, sondern anhand der Geber- Empfängerfunktion.

Außerdem kann die Frage gestellt werden, ob es nicht vor allem die Angst der Geberinstitutionen vor Vetternwirtschaft ist, die jeglichen zwischenmenschlichen Kontakt mit den Verantwortlichen für Projektfinanzierung verhindert. Die Objektivität in der Mittelvergabe soll gewährleistet werden.

„The only advantage, the difference today is that earlier - this a very important part - is that earlier there was nepotism. That means if I knew the desk officer, I had access. So I would know what is happening there and I would send them a proposal and even get it there. Now the internet or whatever, whatever that we have to say is written down very clearly. It is there. You can go and check. You can see a hundred other options. You can choose which one you want.“ (D' Souza, 2010)

Nachdem sowohl in der Literatur, als auch in den Interviews die Relevanz von

zwischenmenschlichen Beziehungen stark betont und der Wunsch nach mehr persönlichem Austausch geäußert wurde, gilt es meiner Meinung nach in diese Richtung weiterzudenken. Wenn, wie erklärt wurde, durch das Vermeiden direkter Kommunikation Vetterwirtschaft verhindert werden soll, müssen Alternativstrategien zur Korruptionsbekämpfung angedacht werden. Eine solche Alternative wäre absolute Transparenz im Mittelvergabeprozess. So könnten Undurchsichtigkeiten beseitigt werden.

16 Projektanträge und Bürokratie

„Die Reichen haben Märkte, die Armen Bürokraten“ schreibt William Easterly in seiner Kritik an der gängigen Entwicklungspraxis. (Easterly, 2006, 151) Er kritisiert Entwicklungsplaner aus der Ferne zu verordnen was zu geschehen hat, ohne zu wissen was wirklich vor Ort gebraucht wird. Easterly analysiert vor allem Interventionen auf Makro-Ebene, wie *Poverty Reduction Strategy Papers* für gesamte Länder, und zeigt damit den *Top-Down* Ansatz der ‚Entwicklungshilfe‘ auf. „Dass die großen Pläne ganz oben geschmiedet werden, vollkommen losgelöst von der Wirklichkeit an der Basis, bleibt der westlichen Öffentlichkeit dabei verborgen.“ (Easterly, 2006, 27) Er stellt die Planermentalität der Suchermentalität gegenüber und erklärt in: „Wir retten die Welt zu Tode“, dass die Praxis der EZA unter anderem wegen dieses nichtfunktionierenden Planungsparadigmas zum Scheitern verurteilt ist. (vgl. Easterly, 2006, 11ff) Auch eine Ebene tiefer, am NGO-Sektor finden wir ähnliche Probleme. Wenn die Arbeit zivilgesellschaftlicher Organisationen auf die Geldtöpfe der Geber zugeschnitten wird, bleiben die Prioritäten der Letztempfänger auf der Strecke.

„A proposal is an essential marketing document that helps cultivate an initial professional relationship between an organization and a donor over a project to be implemented.“ (fundsforngos.org, 3) Zurecht bezeichnet der Leitfaden von fundsforngos.org Projektanträge als Marketing-Dokumente. Denn genau das sind sie. Projektanträge wurden in den letzten Jahrzehnten immer anspruchsvoller und aufwändiger. Die enormen Möglichkeiten in diesem Sektor führten dazu, dass *Proposal Writing* mittlerweile zu einer eigenen Profession wurde. „Proposal writing poses many challenges, especially for small and unskilled NGOs.“ (ebd.) Große Organisationen haben aufgrund ihrer Erfahrungen, Infrastruktur und Professionalität weniger Schwierigkeiten an finanzielle Unterstützung zu kommen. Eine weitere Nebenwirkung:

„No matter how much of an expert we are in writing proposals, the underlying fear of proposal rejection hovers over us while writing it.“ (fundsformgos.org, 4)

Nach Ruth Marsden von der *University of Edinburgh* und Expertin für Entwicklungszusammenarbeit in Nepal, war der aktuell stark schriftlich dominierte Kommunikationsstil für die Ergebnisse der Planungssitzungen von Nachteil. Denn die typischen und grundlegenden Kommunikationsstile der nepalesischen Organisationen unterscheiden sich stark von dem vorherrschenden Kommunikationsstil in westlichen Organisationen. Während westliche Geber schriftliche Kommunikation bevorzugen, artikulieren lokale NGO-Mitarbeiter ihr Wissen, ihre Überlegungen und Schlussfolgerungen häufig in informellen Gesprächen. Allerdings finden diese oft sehr wichtigen Informationen selten ihren Weg in die schriftlichen Berichte der Geberorganisation und tragen somit leider nichts zum gemeinsamen Lernen bei. (vgl. Marsden, 2004, 98)

Everjoice Win kritisiert in ihrem Artikel: „If It Doesn't Fit on the Blue Square It's Out! An Open Letter to my Donor Friend“ die von Gebern oktroyierten Modalitäten der Berichterstattung als „being based on donor, as opposed to local needs.“ Sie stellt fest: „when development is reduced to simplifying difficult contextual realities into for example logical framework formats, more problems may be created than solved“ Während die Geber Informationen in einer Form bevorzugen, die für sie leicht verständlich und leicht zu managen ist, haben AkteurInnen in den Zielländern oft andere Bedürfnisse. Sie schreibt: „I tell you what I think you want to hear. I focus on the project you are funding. What else is there to talk about? I am too scared to talk too much, just in case I say the wrong things. I withhold information that might damage my organisation.“ (Win, 2004, 127)

16.1 The Logical Framework & The Logical Framework Tools

Wer Finanzierung für ein Projekt braucht, kommt um Logical Framework (Logframe) nicht mehr herum. Die Logik dieses und anderer Planungstools zur Regionalentwicklung ist vor 40 Jahren im Kontext strategischer Unternehmensplanung und eines *Management by Objectives* in einer von ‚Planungseuphorie‘ geprägten Gesellschaft entstanden. Konzipiert sind die Instrumente ursprünglich für Situationen mit geringer Komplexität und relativ stabilen Umweltbedingungen. Grundannahme dabei ist, dass jeder Entwicklungsprozess planbar und zielgerichtet ist. Es wird also von einem mechanistischen Entwicklungsverständnis und linearen Ursache-

Wirkungsbeziehungen ausgegangen. (vgl. Hummelbrunner, 2004, 1)

Im Handbuch zum Logical Framework Approach (Logframe), herausgegeben vom Staatssekretariat für Wirtschaft der schweizerischen Eidgenossenschaft (SECO) (vgl. Seco, o.J.), wird der Logframe als analytischer Ansatz zur Planung von Projekten und Länderstrategien beschrieben. Es ist ein Werkzeug zur Durchführung und Planung sowie Kommunikation von Projekten und somit oft Bestandteil des Project Cycle Managements (PCM). Seine erste formale Verwendung als Hilfsmittel zur Entwicklungsplanung fand der Logframe Ansatz bei USAID in den frühen 1970er Jahren. Seit damals wird er von vielen Institutionen verwendet, die sich mit Entwicklungsprojekten und deren Planung befassen. Darunter sind die DFID (Großbritannien), CIDA (Kanada), die OECD Evaluationsexperten Gruppe, ISNAR (International Service for National Agricultural Research), AusAID (Australien) und die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (Deutschland). Viele Institutionen, die sich mit Entwicklungsplanung beschäftigen, arbeiten mittlerweile mit Logframe, so wurde er auch 1992 von der EU ins Project Cycle Management aufgenommen. Auch private Unternehmen operieren mit dem Tool. BefürworterInnen schätzen Konsequenz, Logik und Strategie. Zeit- und Kostenplanung werden abgedeckt. Planung und Evaluierung finden sich in einem Rahmen wieder. (vgl. Seco, o.J., 3)

Herzstück des Logframes ist die so genannte Logical Framework Matrix (Logframe Matrix). Diese Matrix besteht im Wesentlichen aus vier Zeilen und vier Spalten, die in einer Ursache-Wirkungsbeziehung Aktivitäten, Ergebnisse, Projektziel und Programmziel mit den Indikatoren und den Annahmen über das Projektumfeld verknüpfen. Es handelt sich um einen visualisierenden Ansatz, der Probleme in Baumstrukturen grafisch darstellt und versucht daraus Lösungen abzuleiten, welche dann auch in Baumstruktur dargestellt werden sollen. (vgl. Seco, o.J., 4f) Der Ansatz soll helfen eine Problemsituation zu analysieren und die Bedürfnisse der InteressenvertreterInnen bzw. die Ziele eines geplanten Projekts zu definieren. Dabei soll in der vertikalen Logik ein kausaler Zusammenhang zwischen Aufwand (Input), Arbeitsabläufen (Processes), Erträgen (Outputs), Ergebnissen (Outcomes) und Zielen (Objectives) hergestellt werden. Die horizontale Logik setzt sich aus Projektbeschreibung (Project Description), Indikatoren (Indicators), Nachweismöglichkeit (Means of Verification) und den Voraussetzungen (Assumptions) zusammen. Eine weitere vertikale Spalte steht für die Beschreibung des Projektumfelds, die die Umsetzung der Aktivitäten und Realisierung der Outputs und Purposes

behindern oder unterstützen können, zur Verfügung. Die meisten KritikerInnen des Logframes erkennen die vertikale Logik, die von Hummelbrunner als lineare „Ziel-Mittel-Ergebnis-Logik“ (Hummelbrunner, 2004, 1) bezeichnet wird, in ihrer Sinnhaftigkeit an. (vgl. Chambers; Pettit, 2004, 143) Die größte Stärke des Tools liegt in der Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit der Planungsprozesse. (vgl. ebd.) Jedoch setzt diese lineare Logik

„relativ einfache Situationen voraus (und wurde auch dafür konzipiert), die jedoch für Regionen kaum (mehr) zutreffen. Die Anforderungen der regionalen Entwicklungsarbeit werden zunehmend komplexer und die Bewältigung dieser Komplexität ist zu einer zentralen Herausforderung geworden.“(Hummelbrunner, 2004, 3)

Der Logframe soll die Annahmen, auf die sich die Logik des Projekts stützt, sowie die potenziellen Risiken für das Erreichen der Ziele und Ergebnisse definieren. Außerdem soll er helfen, ein System des Monitorings zu konzipieren und die Evaluation der Projektdurchführung zu erstellen. (vgl. Chambers; Pettit, 2004, 146) Die Begleitung der entstehenden Projekte erfolgt also in zwei Schritten, die üblicherweise getrennt durchgeführt werden:

- Beim Monitoring werden Informationen und Daten über die Durchführung und die dabei gemachten Erfahrungen, in der Regel gestützt auf Indikatoren, gesammelt und aufbereitet
- In der Evaluierung werden die gewonnenen Informationen aufgrund von Kriterien bewertet und daraus Schlussfolgerungen für künftiges Handeln gezogen

Vor allem in lokalen und regionalen Entwicklungskontexten sind soziale Systeme, in denen Menschen bzw. Gruppen mit unterschiedlichen Interessen, Werten und Absichten handeln, ursächlich für die Komplexität von Situationen. (vgl. Hummelbrunner, 2004, 3)

Auch Robert Chambers kritisiert am Logframe, dass er zu rigide ist und sich weder auf unvorhergesehene, multikausale Prozesse, noch auf Beziehungen, die Menschen und Politik einschließen, anwenden lässt. Vor allem in der Evaluation bleiben viele Inhalte unbeachtet. Das kann Politik, Beziehungen, sowie institutionelle als auch persönliche Dimensionen betreffen, von denen viel gelernt werden könnte. „In the words of a bilateral donor staff member: „When you get into broader objectives and partnership it is almost impossible to follow the logic through.“ (Chambers, 2007, 66) Die Forderung ein gemeinsames Kernproblem zu identifizieren, an dem gearbeitet werden kann führt zu

inhaltlichen Reduktionen. Diese entsprechen jedoch nicht den komplexen und sich ständig wandelnden Realitäten. „Logframe Analysis more generally inhibits process and participation and is often experienced as rigid and constraining”. (Chambers; Pettit, 2004, 146) Hummelbrunner argumentiert, dass die klare Zuschreibung von Ursache und Wirkung, auf der lineares Denken beruht, in komplexen Situationen seine Gültigkeit verliert.

„Durch Vernetzung und Wechselwirkungen werden Wirkungs‘ketten‘ geschlossen und zirkulär, jedes Element kann grundsätzlich beides sein: Ursache und Wirkung. In solchen Situationen ergeben aber herkömmliche Wirkungsanalysen mit ihrer klaren Trennung und Abfolge von Output, Ergebnis und Wirkung keinen Sinn mehr.” (Hummelbrunner, 2004, 4)

Außerdem zeigt er auf, dass die Intervention und das Umfeld, in der diese passiert, in einem zirkulären Zusammenhang stehen. So führen die ersten Ergebnisse schon zu einer Veränderung des Kontexts, was oft beabsichtigt ist und sich wiederum auf die weitere Umsetzung des Vorhabens auswirkt. (vgl. ebd.) Nachdem Logframe ein Kommunikationstool zwischen Geber und Empfänger ist, werden die darin unberücksichtigten Inhalte auch nicht kommuniziert.

Ein Ethos von Rationalität und Kontrolle führt zu einer Bevorzugung leicht erfassbarer Daten unabhängig von ihrer Relevanz. Qualitative Informationen und Prozesse, die für das Erreichen nachhaltiger Effekte von Bedeutung sind, werden hingegen tendenziell vernachlässigt. Wenn Everjoice Win schreibt, dass es für ihre Organisation keine zeitlichen oder personellen Ressourcen gibt, um Berichte in der Art zu schreiben, wie das früher der Fall war, nämlich unter Berücksichtigung der aus Perspektive der Süd-NGO für die Arbeit relevanten Informationen, dann beklagt sie das exakt selbe Phänomen. Berichte werden so verfasst, wie es von den Gebern gewünscht wird, was zu einem Verlust von relevanter Information führt. (vgl. Win, 2004, 125) Außerdem fördert Logframe einen ‚Tunnelblick‘ auf geplante Vorhaben. Die Grundannahme einer plan- und machbaren Zukunft führt zu einem Glauben an den eigenen Plan und einer Vernachlässigung der realen Ereignisse. Unvorhergesehene Ereignisse werden als störende ‚Nebenwirkungen‘ empfunden und nicht erfasst beziehungsweise nicht in Zusammenhang mit der Logik des Vorhabens gebracht. (ebd.)

Ein weiterer Kritikpunkt ist die Tendenz des Logframe zur Vereinfachung von Zusammenhängen. In der Regel werden nur Ziel – Mittel – Ergebnis Relationen betrachtet und beteiligte AkteurInnen mit ihren Zielen und Interessen bewusst ausgeklammert. Oft sind die Interessen der AkteurInnen gegenläufig und eine Einigung besteht nur vordergründig. Allerdings lässt die vertikale lineare Logik keine

Zielkonflikte zu. (vgl. Hummelbrunner, 2004, 6) Zum Beispiel kann es durch Entwicklungsprojekte zu einer Vergrößerung der Einkommensunterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen kommen, wenn nur eine bestimmte Gruppe von einkommensgenerierenden Maßnahmen profitiert. Solche Interventionen können die Stabilität von Gruppen gefährden und neue Probleme generieren. Komplexe Probleme werden oft in unangemessener Weise reduziert, da Wechselwirkungen oder mehrdimensionale Beziehungen in der Logframe-Logik prinzipiell unterbunden werden.

In der praktischen Erfahrung wird Logframe oft als kostspielig und *disempowering* wahrgenommen. *Disempowering*, weil durch dieses Modell des internationalen Projektdesigns alte Machtstrukturen aufrecht erhalten werden. Es entstehen geschlossene Systeme, in denen wissenden Logframe-ManagerInnen ein überhöhter Status eingeräumt wird. Logframe-Seminare sind meist nur für Menschen aus Geber- oder die Elite in Empfängerländern finanzierbar, somit wird weiterhin ein Top-Down-Ansatz verfolgt. Die Unterrichtssprache ist meistens Englisch, eine Teilnahme von Personen ohne Englischkenntnisse wird verhindert. Allein dieser Faktor führt zu einer enormen sozialen Selektivität. Bei der Einbeziehung der InteressenvertreterInnen wird oft auf wichtige Gruppen vergessen – das kann zu Misserfolgen führen. Marsden kritisiert, dass viele MitarbeiterInnen von zivilgesellschaftlichen Organisationen aufgrund ihrer Sprachkenntnisse oder des fehlenden Trainings nicht mit dem Tool umgehen können und daher ausgeschlossen bleiben. Von Geberorganisationen veranlasste Logframe-Meetings schließen selten so genannte ‚arme‘ Menschen mit ein, jedoch machen *Participatory Poverty Assessments* klar, dass die Einschätzung über Prioritäten und Bedürfnisse dieser Menschen selbst, sich meist grundsätzlich von den Einschätzungen von Außenseitern oder lokaler Eliten unterscheiden.

16.1.1 Alternativen

Alternativ können systemtheoretische Instrumente verwendet werden. Denn Fehlschläge in der Entwicklungszusammenarbeit sind oft auf die ungenügende Berücksichtigung komplexer Sachverhalte zurückzuführen. Systemische Ansätze fokussieren das Erkennen von Mustern und Systemdynamik, die Erfassung relevanter Zusammenhänge und Strukturen, sowie das Denken in Gleichzeitigkeiten und Widersprüchen. (Hummelbrunner, 2004, 11) Eine Darstellung dieses Ansatzes findet man zum Beispiel in der vom Bundeskanzleramt, Sektion 4/4 in Auftrag gegebenen Studie: „Systemische

Instrumente für die Regionalentwicklung“ von Richard Hummelbrunner, Robert Lukesch und Leo Baumfeld. Einige Organisationen verwenden Logframe nicht mehr: „Ironically, the logframe has been abandoned by some donors for their policy and sector work, but is quite often still required for project recipients.” (Chambers; Pettit, 2004, 146) Dies veranschaulicht seine Funktion als COP (*Control Oriented Procedure/Principle/Process*) – wie Chambers ihn bezeichnet. Als Gegenentwurf stellt er den Accountability, Learning and Planning System (ALPS)- Ansatz der internationalen NGO (INGO) ActionAid vor. Die Darstellung desselben würde hier den Rahmen sprengen. Nur so viel: Es handelt sich dabei um ein Konzept, das in erster Linie auf Prinzipien und weniger auf Prozessen beruht. Dem Informationsaustausch – der Kommunikation also – wird mehr Aufmerksamkeit geschenkt und Lernprozesse sollen in den Vordergrund gerückt werden. (vgl. Chambers, 2007, 70ff) Chambers rechnet den Ansatz den *People Empowering Procedures/Principles/Processes – PEPs* zu. (vgl. Chambers, 2007, 66f) Chambers' Ansätze werden in der Studie des Bundeskanzleramts als partizipative Methoden beschrieben, die dialogorientiert sind und auf Prinzipien wie Einfachheit und Visualisierung beruhen. Eine bessere Berücksichtigung der komplexen Zusammenhänge aus Sicht der Beteiligten mit ihren unterschiedlichen Sichtweisen wird damit ermöglicht. (vgl. Hummelbrunner, Lukesch, Baumfeld, 2002, 8)

Zum kommunikativen Prozedere in der EZA sagt Chambers: „Procedures are then levers for change and have either positive or negative effects.” Diese Effekte können dann „in terms of the values and realities intended by the six power and relationship words that are now so widely used: partnership, empowerment, ownership, participation, accountability and transparency” eingeschätzt werden, wenn gefragt wird: „Who is empowered and motivated and who is disempowered and demotivated?” (Chambers, 2007, 65) Die gängige Praxis der Projektplanung heute bezeichnet er als frustrierend und demotivierend für die Beteiligten in den Zielländern. (vgl. ebd.) Katja Jassey beschreibt aus der Perspektive einer Mitarbeiterin einer Geberorganisation die Praxis eines „passionate bureaucrats“ und empfiehlt zur bürokratischen Praxis und zum Logframe folgendes:

„We need to move towards prioritizing partners' own frameworks, rather than starting with our own bilateral bureaucracy and procedures. For example the much-debated logical framework (logframe) should not remain a necessary requirement; for some its matrix acts more like a straitjacket than a useful development tool.” (Jassey, 2004, 131)

Auf Empfängerseite herrscht jedoch das Gefühl vor, dass der Logframe nicht verändert werden kann. Das Gefühl, dass Abläufe und Regeln befolgt werden müssen und

Gewohnheiten sehr schwer zu ändern sind, ist überwältigend. (vgl. Marsden, 2004, 102).

16.2 Ergebnisse aus den Interviews

John D'Souza beschreibt die Veränderungen in den Kommunikationsabläufen folgendermaßen: „Earlier our main method of communicating with them was, that we send them a proposal and they would send an approval letter and then we have to give reports and they would react to that.“ Früher bestand ein Projektantrag aus der Präsentation der Organisation, des Anliegens und der Ideen für das Projekt. Es waren keine Unmengen an Schriftverkehr notwendig: „People would come and see.“ (D'Souza, 2010) Für ihn scheint es so als wären die Geber früher von progressiven und innovativen Ideen zu begeistern gewesen. Die Person, die für den Projektantrag zuständig war, hat ihn zum Teil verbessert und für die Geberinstitution selbst damit verständlicher gemacht. Den Angestellten der Geberinstitutionen war es ein Anliegen gute Projekte und gute Organisationen zu unterstützen. „Their main work was to rewrite proposals.“ (D'Souza, 2010)

Die Situation heute ist eine andere. Nach 1990 kam es zu einem Bruch. Die Geberinstitutionen entscheiden in erster Instanz über ihre Agenda. Sie beschließen in einer bestimmten Region des Landes, in einem bestimmten Bereich an einem bestimmten Thema, z.B. HIV zu arbeiten und wissen dabei ganz genau in welche Richtung ihre Interventionen gehen sollen. „If you want to get money you tailor your work towards that.“ sagt D'Souza. Ganz selbstverständlich reichen NGOs Projekte ein, die den Interessen der Geberinstitutionen entsprechen, meint er. Es gibt einen strengen Rahmen innerhalb dessen man sich bewegen kann: Die internationalen Ziele, die nationalen Ziele und die organisationsspezifischen Ziele müssen verfolgt werden. In der Wahrnehmung vieler NGOs sind es die Bedürfnisse der Geberinstitution, die befriedigt werden müssen. Daher erleben sie vieles als inhaltliche Einmischung: „There is absolutely contentwise intervention.“ (D'Souza, 2010)

Es gibt eine Vielzahl an Programmen und Zielen der Geberorganisation. Daraus kann gewählt werden. Allerdings müssen die Bedürfnisse der eigenen Zielgruppe mit den Bedürfnissen der Geberinstitutionen verbunden werden. Hier fühlen sich Empfänger gezwungen sich in ihrer Kommunikation an die Erwartungen der Geber anzupassen, was zu einer Verringerung ehrlichen Informationsaustauschs führt. Für D'Souza stellt das ein Problem dar: „Therefore it generates a notion of development which then comes from *there*.“ (D'Souza, 2010)

Auch früher gab es eine Art Logframe. Mit klar definierten Zielen, Prozessen und Aktivitäten. „Earlier we wrote them in the way we wanted it. In our own style and therefore you got a lot of feeling. Got a lot of feeling, not only about fulfill this, fulfill that.” (D'Souza, 2010) Das Gefühl, die Zusammenhänge zu beschreiben, die wichtigsten Punkte zu erkennen, war von enormer Relevanz. Heute sei der Logframe sehr statisch und sehr unklar. Obwohl die Geberinstitutionen behaupten er wäre flexibel und man könne ihn nach den eigenen Bedürfnissen ausfüllen: „Really speaking, all they need from you is to be able to put it in their larger reports“ (D'Souza, 2010)

Das Kommunikationssystem, das sich in den letzten Jahren herausgebildet hat, führt dazu, dass Empfängerorganisationen einen enormen Aufwand betreiben müssen, um den Geberinstitutionen die Anträge und Berichte in einer Art und Weise zu präsentieren, die ihren Bedürfnissen entspricht, damit diese weniger Arbeit haben.

„Obviously I will do that. When we go to the villages the same thing happens. They always tell you what you want to hear. Same thing. I will tell the NOVIB Oxfam.... any of these what they want to hear. Because after all, my whole organisation livelihood is dependent on that. What has happened as a result of this: You lost quality, creativity and you've lost a political issue: ownership of the owner doing development- comes to a lower level.” (D'Souza, 2010)

Frater Rocky Banz sieht auf inhaltlicher Ebene hier weniger Probleme. Die Kommunikation läuft mit den Partnern in Delhi ab. Inhaltliche Intervention von Seiten westlicher Geber empfindet er daher nicht. Ähnlich sieht das sein Nachfolger Frater Elias Gonsalves. Inhaltlich gäbe es keine Interventionen oder Manipulationen, lediglich der Druck die eigene Organisation, das Anliegen, sowie das Projekt gut und professionell und vor allem in Dokumentform, also schriftlich - zu präsentieren steigen immer mehr an. Seine hauptamtlichen Mitarbeiterinnen beschäftigen sich primär mit der Internetpräsenz, den Publikationen und Projektanträgen.

Wenn man früher als NGO-AktivistIn eine Idee hatte, diese ausarbeitet, einreicht und sie wird nicht angenommen, konnte man zur nächsten Geberorganisation gehen und diese bewilligt das Konzept vielleicht. Was bleibt ist die Idee, und mit ihr ein Gefühl der Verantwortlichkeit. Heute ist das anders.

„So similarly, if someone from the village level has an idea, they write a proposal and give it to us. We put it and we push it forward. Right now I have to tell to the villager: ‚they are only sanctioning Aids or climate change, so give me something on that.‘” (D'Souza, 2010)

NGOs sind demnach gezwungen sich mehr an den Bedürfnissen der Geber als jenen der Empfänger zu orientieren.

16.2.1 Der indische Staat als Geber

Viele NGOs in Indien werden als „implementing agency of the donors“ (Sooryamoorthy;Gangrade, 2010, 10) wahrgenommen. Ein Interviewpartner teilt diese Meinung: Bhupendra Madhiwalla, Gründer des *Self Help Aid Plus Empowerment Trusts*, einer NGO, die sich primär um die Errichtung von Toiletten in Dörfern kümmert, hat sich von jeglichen Abhängigkeitsverhältnissen ferngehalten und finanziert seine Projekte durch sein Privatvermögen. Die Aufgabe der NGOs in Indien ist auch seiner Meinung nach primär die Implementierung staatlicher Projekte. Über diese wird in Gram Panchayats entschieden. Jedes Dorf in Indien hat einen Gram Panchayat, einen Rat aus fünf Personen, die sich, auf fünf Jahre gewählt, um das *Management* des Dorfes kümmern. Es gibt an die 240 000 Gram Panchayats in Indien. Drei bis viermal im Jahr wird auf Dorfebene über die wichtigsten Bedürfnisse und Prioritäten entschieden. NGOs übernehmen dann die Vermittlung und Umsetzung:

„When they approve a project. The project proposal has to come from the Gram Panchayat, from the village level. NGOs don't, NGOs are facilitators. We facilitate, we are filling out the forms, we are filling out the proposals and all that. So they make the proposal to the government.“ (Madhiwalla, 2010)

16.3 Inter- versus transkulturelle Perspektive

Das Thema ‚Bürokratie und Projektanträge in der EZA‘ ist aus Perspektive mehrerer Kulturdimensionen interessant. Diese sind laut Margret Steixner interdependent. Sie postuliert unter anderem unterschiedliche Arbeits- und Denkstile. Diese sollen nun vorgestellt und in weiterer Folge aus einer transkulturellen Perspektive diskutiert werden.

16.3.1 Arbeitsstile

Steixner schreibt von abstrakten und konkreten Arbeitsstilen. Unter abstrakten Arbeitsstilen werden solche verstanden, „welche sich in der ‚Entwicklung‘ von Ideen und bei der Verrichtung von Aufgaben an übergeordneten Ideen und Methoden orientieren, Informationen von außen einbeziehen und auf langfristige Ziele ausgerichtet sind.“ (Steixner, 2007, 76) Im Unterschied dazu beschreibt sie konkrete Arbeitsstile, die

in ihrer Herangehensweise situations- und personenbezogen sind und sich durch die schrittweise Lösung von Problemen auszeichnen, Aufgaben werden dabei eher als abgeschlossene Handlungen wahrgenommen. (vgl. ebd.)

16.3.2 Interkulturelle Perspektive: ‚Schriftlichkeit und Mündlichkeit‘

Ein grundlegender Unterschied zeigt sich in der Orientierung gegenüber Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Hier differenziert Steixner zwischen den Kategorien: „Schriftlichkeit und persönliche Arbeitsstile“ und „Schriftlichkeit und Amtsgewalt“. (ebd.) Arbeitsstile, welche Schriftlichkeit höher bewerten als Mündlichkeit, zeigen nach Steixner die Tendenz, sich an abstrakten Ideen zu orientieren, Informationen von außen zu recherchieren und diese in die eigene Aufgabenbewältigung miteinzubeziehen. Verschriftlichung als solches kann ihr zufolge als Teil eines Abstraktionsprozesses wahrgenommen werden. Außerdem ermöglicht Schriftlichkeit ein Denken, das abstrakt und vom Augenblick sowie von Einzelpersonen unabhängig ist. Daher korreliert Mündlichkeit negativ mit der kollektivistischen Kulturdimension. (vgl. ebd, 77.) Auch wenn konkrete Arbeitsstile Steixner zufolge eine Gesellschaft dominieren und in kollektivistischen Gesellschaften Schriftlichkeit eine eher geringere Rolle spielt, gibt es eine

„nicht zu übersehende Gewichtung dieser [Schriftlichkeit] im Rahmen der Verwaltung. Dies mag mit einer Überhöhung von Schrift und die Assoziierung dieser mit Macht zu tun haben. In Gesellschaften, in denen klare Rollenverhältnisse in Verbindung mit einer hohen Akzeptanz von Autorität herrschen, ist in den meisten Fällen auch ein sehr umfangreiches Verwaltungssystem mit relativ starren Strukturen vorzufinden.“ (ebd.)

Sie betont hier die Wahrnehmung entsandter EZA-Fachkräfte, die administrative Prozesse als übertrieben und zeitraubend erleben. (vgl ebd.) Wie Literatur und Interviews zeigen, ist der schriftliche Aufwand auch für Empfängerorganisationen in der EZA enorm. Der Interaktionsprozess zwischen Gebern und Empfängern verläuft in erster Linie schriftlich, das gedruckte, geschriebene Wort wird geschätzt. Diese Tendenz hat sich in den letzten Jahren noch verstärkt. Aus interkultureller Perspektive hat wiederum die traditionell westliche Kommunikationsform die Vorherrschaft gewonnen, was aus einer populistischen Post-Development-Perspektive als Argument für Dominanz des ‚Westens‘ gerwertet werden kann. Fraglich ist ob diese Kategorien zutreffend sind.

16.3.3 Transkulturelle Perspektive: ‚Schriftlichkeit und Mündlichkeit‘

Margret Steixner postuliert eine mündliche Kultur und unterscheidet diese in ihrer Gesamtheit, im Umgang mit Schriftlichkeit, in zwei Kategorien. Sie unterscheidet zwischen Schriftlichkeit im persönlichen Arbeitsstil und im Verwaltungsapparat. Margret Steixner folgert, dass in Gesellschaften, in denen klare Rollenverhältnisse in Verbindung mit einer hohen Akzeptanz von Autorität herrschen, Schriftlichkeit im Verwaltungsapparat stark gewichtet und mit Macht assoziiert wird. Diese Überlegung ließe sich auch für den EZA-Bereich anzuwenden, denn auch hier hat sich eine hohe Akzeptanz von bürokratisch-aufwändigen und starren Strukturen durchgesetzt.

In der Literatur und in den Interviews konnte gezeigt werden, dass Kommunikation zwischen Gebern und Empfängern auch innerhalb Indiens schriftlich abläuft. Aus transkultureller Perspektive stellt sich die Frage, inwiefern es heute noch Sinn ergibt, von ganzen Regionen oder sogar Nationalstaaten als mündlicher Kultur zu sprechen. Dass in indischen Dörfern Schriftlichkeit keine große Rolle spielt, ist eine soziale Frage, außerdem lässt sich generell beobachten, dass Schriftlichkeit heutzutage mehr mit dem Zugang zu Bildung zu tun hat. Ob ein Mensch lesen und schreiben lernt, hängt sowohl in Indien als auch in Österreich von seinem sozialen Status ab. Wobei die Vereinten Nationen von einer Alphabetisierungsrate von 99% in Österreich, und in Indien bei den 19 bis 25 Jährigen von 81% Prozent, bei der männlichen Bevölkerung sogar 88% (vgl. UNESCO, 2006) ausgehen. Alphabetisierungsraten mögen für viele, die sich mit Schriftgesellschaften auseinandergesetzt haben, nicht genau dem entsprechen was man unter Schriftkultur versteht, jedoch beeinflussen Lese- und Schreibfähigkeit diese Kulturdimension und hängen daher eng mit ihr zusammen. Es kann und soll nicht bestritten werden, dass es Schriftkulturen und schriftlose Kulturen gab und teils immer noch gibt, jedoch wird in Frage gestellt inwiefern diese territorial festzumachen sind und vor allem inwiefern sie in Zukunft noch als solche festgemacht werden können.

Die Erfahrungen aus den Gram Panchayats und die Rolle von NGOs als Vermittler zwischen Dorfebene und Staat zeigen, dass schriftliche Antragstellung auch innerindische Praxis ist. Und das für 240.000 Gram Panchayats und über 17.000 NGOs, wovon die meisten von westlichen Gebern unabhängig sind. Von Bhupendra Madhiwalla wurde mir versichert, dass die DorfbewohnerInnen über ihre eigenen Bedürfnisse entscheiden können. (vgl. Madhiwalla, 2010) Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass auch hier Machtverhältnisse wirksam werden. DorfbewohnerInnen haben oft nicht die nötigen Kenntnisse, um die Anträge auszufüllen

und brauchen daher Organisationen als Vermittler. Mündliche Tradition ist also eher auf Dorfebene verbreitet, schriftliche Kommunikation findet mit dem Staat (in der sozialen Hierarchie oben), mündliche Kommunikation mit den DorfbewohnerInnen (in der sozialen Hierarchie weiter unten) statt. Die Kulturdimension kann sich demnach auch an sozialen Grenzen orientieren. Dieser Blickwinkel erlaubt die Fragestellung, inwiefern ein hoher bürokratischer Aufwand Menschen von der Projektantragstellung exkludiert und die Schlussfolgerung, dass nicht ganz Indien oder ganz Afrika ausgeschlossen werden, sondern Personengruppen mit geringem Bildungsniveau und Menschen, die sich Logframe-Seminare nicht leisten können. Also genau jene Menschen, die von den beantragten Projekten profitieren sollen. Das häufig gepredigte *Empowerment* im Sinne von Ermächtigung der Betroffenen wird somit systematisch verhindert. Selbiges gilt für Österreich:

„Viele NGOs können sich aber gar nicht die Frage stellen als Antragsstellerin gegenüber der EU aufzutreten. Die administrativen Hürden der so genannten *eligibility* sind für viele kleine NGOs und grassroot-Bewegungen zu hoch. Neben der jeweiligen Antragsprache (oft Englisch) und Erfahrung in Wording und Logical Framework-Drafting müssen zum Beispiel drei Jahre Existenz und Erfahrung nachgewiesen werden, extern geprüfte Jahresabschlüsse und die *financial capacity* das Projekt managen zu können.“(Kerl, 2011)

Projekte wurden immer logisch geplant, jedoch sind die immer aufwändigeren Anforderungen der Geberinstitutionen eine enorme Belastung für die EmpfängerInnen. Die Kommunikationspraxis in Indien funktioniert laut Bhupendra Madhiwalla insofern gut, als dass über die Bedürfnisse und Prioritäten im Dorf bei Versammlungen mit jeweils einem Vertreter des Staates diskutiert wird. Hier findet Kommunikation also mündlich statt. Der Vertreter des Staates, also der Geberorganisation, ist hier direkt involviert und kann sich ein Bild über die Lage im Dorf machen. Westliche Geberinstitutionen unterstützen häufig indische NGOs, die Projekte auf Dorfebene implementieren, haben jedoch nicht immer die Ressourcen um sich ein Bild vor Ort zu machen und entscheiden mittlerweile nach Form und Professionalität der Projektanträge. Hier erscheinen gute zwischenmenschliche Beziehungen, die auf Vertrauen aufbauen, sinnvoller, denn Papier kann geduldig sein.

Projektanträge für Geber aus dem ‚Westen‘ werden mittlerweile nicht unbedingt eingereicht, nachdem auf Dorfebene die Bedürfnisse und Prioritäten erhoben wurden, sondern nachdem auf den Webseiten der Geberinstitutionen die Bedürfnisse der Geber selbst erhoben wurden. So wird für die Antragstellung empfohlen sich über „[t]he

donor's country strategy paper (if any)“ (fundsforngos.org, 5) zu informieren.

Die indirekte Einflussnahme auf die Zivilgesellschaft Indiens durch staatliche Institutionen, ob aus dem In- oder Ausland, wirft politisch brisante Fragen auf. Sowohl der indische Staat, als auch multilaterale und bilaterale Geber formen den Sektor nach ihren Bedürfnissen. Auch diese ‚Entwicklung‘ lässt sich nicht nur in Indien, sondern global beobachten. Staatliche Geberinstitutionen haben in den vergangenen Jahrzehnten die Zivilgesellschaft finanziell gefördert und sich somit Einfluss verschafft. Fraglich ist außerdem, inwiefern der bürokratische Aufwand und die Orientierung an den Bedürfnissen der Geber politisches Potenzial für die „hard issues – land reforms, asset redistribution, access to and control of common property resources and natural resources“ (Mendoza; D'Souza, 2002, 98) zunichte macht. Mendoza und D'Souza sehen hier Bestrebungen von Geberseite Aktivitäten der NGOs auf Soft Issues wie Kinder oder Gesundheit reduzieren zu wollen. „Left Action Groups and NGOs working in the organisation mode are now into projects for poverty alleviation and advocacy for better policy.“ (Mendoza; D'Souza, 2002, 3)

17 Zeitmanagement

Zu den strikten Fristen in der Antragsstellung schreibt die Organisation fundsforngos.org: „This is perhaps the most universal problem for all proposal writers. For some reason or the other, we are expected to complete working proposals under very tight deadlines.“ (fundsforngos.org)

17.1 Ergebnisse aus den Interviews

Kommunikationsprobleme entstehen laut D' Souza aufgrund struktureller Rahmenbedingungen wie Zeitdruck, der auf Kosten zwischenmenschlicher Beziehungen geht.

“If I'm a donor I know that I have to do this in three days, I have to deliver this report, I have to sanction this project, I have to sanction this much money, I have so much paper in front of me, I would rather do this and have these targets finished” (D' Souza, 2010)

Aber sogar innerhalb dieser Strukturen gibt es einige, die sich trotzdem um zwischenmenschlichen Austausch bemühen:

„But even in this whole thing you will find that from many of the people who do work in this kind of organization, they just keep some time away to talk. Not among the younger ones, but among the older ones in the donor agencies you'll find. But that breed is getting less.“ (D' Souza, 2010)

In meinen Beobachtungen von Konferenzen oder internen Besprechungen der NGOs stellte ich immer Pünktlichkeit fest. Bei den vom Centre for World Solidarity organisierten Konferenzen gab es keine Verzögerungen. Man räumte ausreichend Pausen ein, um zwischenmenschliche Kontakte pflegen zu können, jedoch ist das auch für im ‚Westen‘ organisierte Konferenzen wenig außergewöhnlich. Jegliche Erfahrung, die ich mit Menschen auf NGO-Ebene gesammelt habe, war dahingehend, dass ich selbst zu spät kam. Nicht zuletzt aufgrund der falschen Annahme, dass man es in Indien ‚mit Pünktlichkeit nicht so genau nehme‘. Ich habe solche Aussagen auch von InderInnen, auch von Frater Rocky Banz selbst gehört, sie am NGO Sektor aber nicht selbst beobachten können. Frater Rocky Banz sieht eine unterschiedliche Wahrnehmung von Zeit, darin aber keine Schwierigkeit: „When I go to Germany or Austria I can see that people are always on time, here in India we are more flexible. But in professional life this isn't a big obstacle. I adjust when I go to Germany and Germans adjust when they come here.” (Banz, 2010)

Für Siddhartha war die Frage nach Unterschieden im Zeitverständnis wenig relevant. Auch das Argument von D' Souza hat weniger mit einem Unterschied im Zeitverständnis zu tun, sondern bezieht sich vielmehr auf die Struktur der EZA, die zwischenmenschliche Beziehungen durch Zeitdruck erschwert.

Er setzt voraus, dass man um kleine Anstrengungen sich anzupassen nicht herumkommt. Allerdings wäre das keine große Herausforderung, meint er. Bezüglich des Zeitmanagements in großen Projekten, sieht er jedoch sehr wohl einen Bedarf für Flexibilität.

„Regardless culture, when you are working on big projects you cannot always stick to the time frame. Sometimes there are other unforeseen incidents. Perhaps one of my employees gets another job offer or you have an earthquake or flooding, where you need to act immediately. If you have a long term project you probably need to postpone that.” (Banz, 2010)

Wenn man mit Menschen zusammenarbeitet, kann es immer wieder zu Verzögerungen kommen. Man kann sich nicht immer exakt an den Zeitplan halten: “Human beings are not machines.“ (Banz, 2010) Als Beispiel führt er den Tsunami aus dem Jahr 2004 an. Wenn es zu solchen Katastrophen kommt, muss man sofort reagieren und seine Kapazitäten neu ordnen. Er selbst ist bei

Zwischenfällen und Verzögerungen immer auf Verständnis von Seiten der Geber gestoßen. Auch hier sehe ich wenig kulturelle Unterschiede, vielmehr handelt es sich um pragmatische Annahmen, die aus der Lebensrealität von Menschen entstehen. Ist man sich bewusst, dass die Infrastruktur in vielen Regionen Indiens oft nicht dem entspricht was wir in Österreich gewohnt sind, zum Beispiel was die Pünktlichkeit öffentlicher Verkehrsmittel betrifft, kann davon ausgegangen werden, dass diese Lebensrealitäten sich im Denken von Menschen widerspiegeln und berücksichtigt werden müssen. Jedoch können sich diese Anschauungen verändern. Aus den Interviews kann nicht geschlossen werden, ob ein non-lineares Zeitverständnis im Bewusstsein der AkteurInnen verankert ist.

17.2 Inter- versus transkulturelle Perspektive

17.2.1 Interkulturelle Perspektive: ‚Polychrones und monochrones Zeitverständnis‘

Trompenaars, Hall, Hofstede und Steixner beziehen sich in den von ihnen erarbeiteten Kulturdimensionen explizit auf ein unterschiedliches Zeitverständnis in verschiedenen ‚Kulturen‘. Edward T. Hall unterscheidet zwischen monochronen und polychronen Gesellschaften. (vgl. Hall; Hall, 1990, 13) Der Begriff ‚monochron‘ steht für ein lineares Zeitverständnis, in dem Zeit in einzelne messbare Einheiten unterteilt werden kann. Dabei wird immer nur eine Sache auf einmal erledigt, Pünktlichkeit und Planung haben einen hohen Stellenwert. In einem polychronen Verständnis hingegen erledigen wir vieles auf einmal und beziehen das soziale Umfeld mit ein. Mit ‚polychron‘ ein nicht-lineares, zirkuläres oder zyklisches Zeitverständnis gemeint in dem Zeitpläne von geringer Bedeutung sind. (vgl. Layes, 2005, 63) Hall bezeichnet das monochrome Zeitverständnis als gelerntes Produkt der nordeuropäischen Kultur. Es ist „imposed and arbitrary. Monochronic time is an artifact of the industrial revolution in England; factory life required the labor force to be on hand and in place at an appointed hour” (Hall; Hall, 1990, 14)

Die gesamte Praxis der Entwicklungszusammenarbeit fußt auf einem monochronen Zeitverständnis. Zeitpläne sind mitunter die Herzstücke von Entwicklungsprojekten, Deadlines für die Antragstellung eine Selbstverständlichkeit. Wenig überraschend, dass dieses Prozedere laut Kulturdimension den Präferenzen des ‚Westens‘ entspricht.

17.2.2 Transkulturelle Perspektive: ‚Polychrones und monochrones Zeitverständnis‘

Doch ist diese Kulturdimension auf die heutige Wirklichkeit im Bereich der EZA anwendbar? Ein polychrones Zeitverständnis konnte von mir in Indien auf NGO-Ebene im Arbeitsalltag nicht beobachtet werden. Gehen wir davon aus, dass das Zeitverständnis traditionell ein polychrones ist, spricht das für die Annahme, dass sich westliche Einflüsse innerhalb der letzten Jahrhunderte während der Kolonialherrschaft und am NGO-Sektor während der letzten Jahrzehnte durch Entwicklungsarbeit so manifestiert haben, dass die territoriale Zuschreibung eines polychronen Zeitverständnisses heutzutage nicht mehr zulässig ist. Edward T. Hall, der für die Nationalisierung des Kulturbegriffs bekannt ist, bezeichnet das lineare Zeitverständnis der USA als arbiträr und von einer nordeuropäischen Kultur aufgezwungen. Trotzdem, und hier sehe ich einen Widerspruch, führt er das Entstehen eines monochronen Ansatzes auf die industrielle Revolution zurück und erklärt die Kulturdimension anhand ihrer Funktionalität. Aus einer transkulturellen Perspektive hat sich die monochrome Kultur im Rahmen der industriellen Revolution, die kein rein ‚englisches Phänomen‘ war, ausgebreitet und ist somit alles andere als willkürlich und auch nicht von England oder Nordeuropa, sondern höchstens von Fabrikbesitzern, die sich auch in den USA befinden, aufgezwungen worden. Fraglich ist auch, inwiefern sich in der EZA das Zeitverständnis zwischen antragsstellenden NGO-Mitarbeitern und Empfängern auf Dorfebene unterscheidet. Die Annahme, dass es das maßgeblich tut, liegt nahe, da Zeit im Arbeitsalltag eine unterschiedliche Funktion einnimmt. Die transkulturelle Perspektive erlaubt die Frage, ob es mittlerweile nicht auch zwischen DorfbewohnerInnen und NGO MitarbeiterInnen aus Indien unterschiedliche Zeitverständnisse gibt.

18 Solidarisierung versus Wettbewerb

Die finanzielle Abhängigkeit der Entwicklungsorganisationen von Geberorganisationen und die Modalitäten der Projektfinanzierung führten zu einer Abnahme von Interaktion zwischen den Organisationen der zivilgesellschaftlichen Szene. Die Zusammenarbeit zwischen sozialen oder ökologischen Bewegungen wurde weniger. Für John D' Souza wurde das Third World Netzwerk in den 1980er Jahren zu einer Ikone. Das gesamte politische Spektrum der indischen Zivilgesellschaft, von links nach rechts, war in der

einen oder anderen Form vertreten. (vgl. D' Souza, 2010) Heute bewerben sich Organisationen um begrenzte Mittel aus den teils selben Gebertöpfen und wollen durch erfolgreiche Projektanträge das Überleben ihrer Organisation sichern.

Ein Teil der Entwicklungsorganisationen befasst sich mehr mit Projektarbeit, der andere kann ‚sozialen Bewegungen‘ zugerechnet werden. Die *good guys* wurden von den *bad guys* getrennt. Reine Projektarbeit wird hier als politisch ungefährlich betrachtet, wohingegen politische AkteurInnen nicht so gerne gesehen sind. „A lot more of the social movement who are more directly non compromising and political have been really isolated from the development agenda.“ (D' Souza, 2010) ‚Soziale Bewegungen‘ wurden von der Entwicklungsagenda isoliert. Vielen ist das recht, weil sie durch ihre Unabhängigkeit von staatlichen Geldern, seien diese aus dem Inland oder Ausland, ihre *Purity* bewahren können. (ebd.)

Das zweite Phänomen ist eine Neudefinition ‚sozialer Bewegungen‘ in national und international leichter akzeptierte Formen. Beispiele dafür sind die SAG/SHG Bewegung (Self Help Groups), die Frauenbewegung, die Friedensbewegung oder die Umweltbewegung. Im Unterschied zu sozialistischen Bewegungen oder politischen Parteien stellen sie keine Gefahr für die Regierung dar. Diese neuen Formen ‚sozialer Bewegungen‘ bestehen natürlich auch aus unterschiedlichen Gruppen und Organisationen, welche untereinander aus inhaltlichen Gründen gespalten sind und als Einzelorganisation wiederum ihr eigenes Profil schärfen wollen. Zu einer Solidarisierung kommt es also nicht.

Zusammenfassend sagt D' Souza:

„So what happens? Earlier there was a little fuzzy line between the whole spectrum. There was a lot of interaction and movement across. [...] An NGO working in the field, getting development money, would also attend a meeting of the extreme left and they would be part of the thing, they would support it from behind, would help it. Now this line is not there. So there is definitely in the development world a way of separating out the experts. Yes there is this particular problem that I can see, though most of us are in transition.[...] When we are getting funds we go this way, when we don't get funds we go that way. Let s say many orgs have split based on this.“ (D' Souza, 2010)

19 Explizite ‚Kulturalität‘ in Projekten

Bisher konnte gezeigt werden, dass die Auswirkungen westlicher Konditionalitäten auf die Zivilgesellschaft Indiens und die Kommunikation mit den Geberinstitutionen die

Ausrichtung der Empfänger auf inhaltlicher und operativer Ebene beeinflusst haben. Außerdem konnte festgestellt werden, dass die Kommunikationsmodalitäten im Finanzierungsprozess aus interkultureller Perspektive den Bedürfnissen und Traditionen der Geber, also des ‚Westens‘, angepasst wurden. Dies stützt das Argument vieler Post-Development-TheoretikerInnen, die im Entwicklungsansatz eine *Westernisation* der Empfängerländer sehen.

Doch gibt es auf inhaltlicher Ebene auch gegenläufige Tendenzen.

Frater Rocky Banz stellte mir während des Interviews ein neues Projekt des CSA vor. Es handelt sich dabei um den *Health Promotion Trust*. Dieser soll ganzheitlich, holistische Gesundheitsmaßnahmen für alle, die in der Erzdiözese Bombay leben, zur Verfügung stellen. „Holistic means that we promote and develop the traditional healthcare methods of India. Such as Ayurveda, Yoga, Acupuncture, Massages, Dietary measures etc.. Prevention plays a major role.” (Banz, 2010)

Diese Ansätze sind laut Banz für westliche Geber eher unüblich. Diese glauben primär an die europäische Schulmedizin. Frater Rocky Banz spricht diesem nicht seine Legitimation ab, jedoch haben Projekte wie Zahnkliniken in Mumbai bisher nur sehr schlecht funktioniert. Man errichtete mit großem Kostenaufwand Kliniken, deren Instandhaltung kostspielig war. Um diese zu decken, musste man eine Gebühr für die Behandlung einheben. Dies hatte zur Folge, dass nur wohlhabende Menschen sich den Besuch in den Kliniken leisten konnten. Heute versucht man mit Informationskampagnen über ayurvedische Medizin, richtige Ernährung, Bewegung u.a. den Krankheiten vorzubeugen und so die eigentliche Zielgruppe der *poor* zu erreichen. Als es zu Gesprächen über die Finanzierung des Trusts ging, haben die Empfänger eine gewisse Skepsis gegenüber der traditionellen indischen Medizin wahrgenommen. Aber das CSA handelte und argumentierte sehr entschieden, so wurde mir versichert:

„We didn't want any compromises. We didn't want any dental clinics or else, which are very expensive to maintain and can in most case be avoided through prevention. So whoever wants to support this project is very welcome, but we are not ready to let western agencies dictate what to do, just because they don't believe in our ideas.” (Banz, 2010)

Im Rahmen des Interviews mit Siddhartha in Hyderabad hatte ich Gelegenheit eine Konferenz zum Thema: ‚ungerechtfertigte Gebärmutterentfernungen‘ zu besuchen. Diese wurde vom KICS-Forum (Knowledge for Indian Civil Society) organisiert. KICS arbeitet eng mit der Universität Hyderabad, der Universität Maastricht und zivilgesellschaftlichen Organisationen wie dem CWS zusammen. Im Rahmen der

Veranstaltung stellte man die Publikation: *Knowledge Swaraj: An Indian Manifesto on Science and Technology* vor. Diese wurde von KICS realisiert und unter anderem von SET DEV (Science, Ethics and Technological Responsibility for Developing and Emerging Countries) im Rahmen des Siebten Rahmenprogramms der Europäischen Union (vgl. KICS, 2009, 1) finanziert. Mohandas Gandhi schrieb im 20. Jahrhundert das Manifest: Hind Swaraj zur indischen Selbstbestimmung. Im 21. Jahrhundert kann indische Selbstbestimmung nur mit einer selbstbestimmten indischen Wissenschaft erreicht werden. Die Publikation ist ein Plädoyer für eine pluralistische und partizipative Wissenschaft.

„It seeks to question a blind faith in technology without being luddite; to restore cultural identity and pride without being chauvinistic; to outline an ideal of knowledge democracy without the illusion of concrete policy solutions. [...] India, Gandhi believed, needs not only to free itself from colonial rule, but has a responsibility to the world to liberate the West from a developmental mindset that alienates people and is deeply unsustainable“ (KICS, 2009, 5)

Trotz der Abhängigkeiten und der zahlreichen Anpassungen, die NGOs in Indien sowohl auf inhaltlicher als auch operationaler Ebene vornehmen, um an finanzielle Unterstützung zu kommen, gibt es Raum für ‚traditionell indische Ansätze‘ und entwicklungskritische Äußerungen. Es gibt also Spielräume, die gezielt genutzt werden können.

20 Post-Development-Theorie

Wie in der Einleitung erwähnt, werden spätestens seit Ende der 1980er Jahre kritische Stimmen zum Entwicklungsparadigma laut und finden ihren Höhepunkt im theoretischen Konzept der Post-Development-Theorie. Anstatt nach neuen Theorien für ‚Entwicklung‘ zu suchen, lehnt sie den vom ‚Westen‘ konstruierten Entwicklungsbegriff, sowie die Art und Weise, wie EZA stattfindet, ab. „The last 40 years can be called the age of development. This age is coming to an end. [...] Today, the lighthouse of development stands like a ruin in the intellectual landscape.“ (Sachs, 1992, 1) Vor allem aufgrund ihrer politischen Ansprüche sind Kernaussagen und Kulturverständnis der PD besonders relevant. Gustavo Esteva versteht seinen Essay als: „an invitation to celebrate and call for political action“ (Esteva, 1992, 22) Zwar zum Thema postkolonialer Theorien, aber trotzdem auch für Post-Development-Ansätze gültig, sind die Aussagen von Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawa:

„Die akademischen Wortgefechte reflektieren dabei die politischen

Debatten, die mit den Beginn einer weltumspannenden Antiglobalisierungsbewegung, ein neu erwachtes Interesse an imperialer Herrschaft, Neokolonialismus und Migrationsbewegungen gebracht haben. Wir haben es hier mit einer interessanten Pendelbewegung zu tun, bei der auf der einen Seite Theorie politisiert wird, um auf der anderen Seite neue Politisierungsformen über theoretische Debatten zu erschließen.“ (Castro Varela; Dhawa, 2005, 8)

Postkoloniale Theorien beschäftigen sich nicht mit der Ausbeutung von Menschen und Gebieten durch militärische Interventionen, sondern mit der Produktion epistemischer Gewalt. (vgl. ebd., 9) Selbiges gilt für Post-Development-Theorien. Durch die Akzeptanz der Entwicklungsideologie seien die Industrieländer in der Lage gewesen, Kontrolle über die restliche Welt auszuüben und diese damit zu legitimieren. Ein Herzstück der Post-Development-Theorie (im Folgenden: PD) ist die an Foucault angelehnte Diskursanalyse. Anhand dieser werden Machtverhältnisse in der Kommunikation, die oft unbewusst unseren Alltag und die EZA strukturieren, sichtbar gemacht. Aram Ziai stellt fest, dass die an Foucault orientierte Diskursanalyse der Entwicklungstheorie und -politik nahelegt das kritische Potential postmoderner Ansätze weiter auszuschöpfen. (vgl. Ziai, 2002, 1) Auch wenn Kritiker aufzeigen, dass diese Methode nicht von allen PD-DenkerInnen sauber angewendet wurde (vgl. Ziai, 2004, 1047) und eher als ideologische Plattform, denn als Methode (vgl. Pieterse, 2000, 180) dient, bleibt die zentrale Aussage, nämlich dass der Entwicklungsdiskurs vom ‚Westen‘, also den Gebern determiniert wird, erhalten, was sich in der vorliegenden Arbeit bestätigt hat.

Aram Ziai erkennt „über alle theoretischen und politischen Differenzen hinweg eine diskursive Formation der ‚Entwicklung‘. Formationsregeln der Gegenstände, der Äußerungsmodalitäten, der Begriffe und der strategischen Wahlen konstituieren eine Ordnung des Entwicklungsdiskurses - eine Ordnung, die auf Logozentrismus, Eurozentrismus und einer normativ aufgeladenen Universalisierung partikularer historischer Prozesse beruht.“ (Ziai, 2002, 1) Auf der Grundlage empirischer Untersuchungen beobachtet er seit den 80er Jahren verstärkte Transformationsprozesse dieses Diskurses. Auslöser und Momente dieser Veränderungen sind nicht nur historische und politische Ereignisse und Prozesse, wie zum Beispiel der Zusammenbruch des Ostblocks oder das Aufkommen des Neoliberalismus, sondern auch die Krise der Entwicklungstheorie sowie vor allem: „die Integration von

ursprünglich in Gegendiskursen aufgebrachten Elementen wie Ökologie und Partizipation in den herrschenden Entwicklungsdiskurs.“ (ebd.) Diese Ansätze stehen nun zu einigen Formationsregeln im Widerspruch und schwächen die frühere Kohärenz des Diskurses. (vgl. ebd.) Einer der Hauptkritikpunkte an PD ist die Essenzialisierung des Entwicklungsbegriffs: „The heterogeneity of 40 years of development theory and policy and especially the originality of alternative approaches is not adequately taken into account.“ (Ziai, 2004, 1047) Alternative Ansätze wie Partizipation konnten sich zwar teils im Entwicklungsdiskurs etablieren, allerdings stellt Ziai zu recht die Frage, inwiefern sie von der Entwicklungspraxis absorbiert und unwirksam gemacht werden. John Hailey schreibt dazu: „One of the challenges working in this field is to marry the political school of ‚participation‘ with its radical, anti-establishment agenda, with the operational priorities of donors and their concern for effectiveness and value for money.“ (Hailey, 2007, 99)

PD lässt sich in einen "neo-populist" (Ziai, 2004, 1045f) und einen „sceptical approach“ (ebd.) unterteilen. Der populistische Ansatz romantisiert traditionelle Kulturen, konzipiert diese als festgefügt und statisch, propagiert die Rückkehr zur Subsistenzwirtschaft und lehnt Modernisierung vollständig ab. (vgl. Ziai, 2006, 107) Der skeptische Ansatz betrachtet lokale Gemeinschaften und kulturelle Traditionen kritischer, ist in seiner Modernisierungskritik vorsichtiger und vertritt ein konstruktivistisches Verständnis von Kultur. (vgl. ebd.) Ziai bezeichnet den skeptischen Ansatz als Konzept radikaler Demokratie nach Laclau und Mouffe (2001). Auch wenn aufgrund unterschiedlicher Auffassungen der PD-AutorInnen kein einheitlicher Kulturbegriff postuliert werden kann, lässt sich eine klare Unterscheidung zwischen der Kultur des ‚Nordens/Westens‘ und der des ‚Südens/Ostens‘ feststellen. Oft werden dabei ungleiche Machtverhältnisse in der Kommunikation thematisiert und im populistischen Ansatz mit einem statischen und normativen Kulturverständnis verknüpft.

Gustavo Esteva, Wolfgang Sachs, Arturo Escobar und andere DenkerInnen der PD argumentieren das Ende der Entwicklungsepoche mit dem westlichen Ursprung des Entwicklungsparadigmas. Als Truman den Begriff ‚Unterentwicklung‘ im Jahr 1949 zum ersten Mal verwendete, wurden Millionen Menschen von einem Augenblick auf den anderen als ‚unterentwickelt‘ stigmatisiert. (vgl. Esteva, 1992, 7)

„The term ‚development‘ and the ideas that come with it are western, have

their roots in colonialism and have been used for western interests. [...] The term has been employed in a discriminatory way” (ebd.)

Arturo Escobar zeigt auf, wie die Begriffe innerhalb des Entwicklungsdiskurses ständig als Abnormalitäten, als defizitäre Abweichungen von einer Norm gebildet werden: unter-entwickelt, An-Alphabeten, Mangel-Ernährung, Arbeits-losigkeit, usw. (vgl. Escobar, 1995, 41. Zitiert nach: Ziai, 2002)

20.1 Kulturbegriff der PD

Zentrales Element der PD ist der Kulturbegriff, anhand dessen Aram Ziai den populistischen vom skeptischen Ansatz unterscheidet. Während der populistische Ansatz ein statisches Kulturverständnis aufweist, wird im skeptischen Ansatz von einem konstruktivistischen Kulturbegriff ausgegangen. (vgl. Ziai, 2006, 105) Ursächlich für die Zentralität des Kulturbegriffs in der PD ist die Wirklichkeitskonstruktion, die durch den Entwicklungsdiskurs stattfindet: Indem defizitäre Abweichungen (siehe oben) für so genannte ‚Entwicklungsländer‘ postuliert werden, wird das Selbstbild von dadurch betroffenen Menschen beeinflusst. Diese können die ‚Unterentwicklung‘ entweder internalisieren und die eigene kulturelle Identität tatsächlich als unterlegen annehmen oder dieses Wirklichkeitskonstrukt zurückweisen.

„Prinzipiell ist für die Betroffenen auch eine Zurückweisung dieses Wirklichkeitskonstrukts möglich, die dann in der Regel mit einer grundsätzlichen Zurückweisung der westlichen Kultur beziehungsweise mit einer Verabsolutierung traditioneller Normen der eigenen Kultur (beziehungsweise oft ihrer vorherigen Konstruktion) einhergeht” (Ziai, 2006, 53).

Positiv gewertet wird im populistischen Ansatz die ‚eigene‘ lokale, indigene und der Tradition entsprechende Kultur, negativ hingegen wird der ‚Westen‘ mit seinem auf Wachstum und Kapitalakkumulation ausgerichteten Wirtschaftssystem, angesehen. Er wird dabei meist als Einheit wahrgenommen, die der so genannten *Third World* gegenübergestellt wird. (Estevea, 1992, 7f) Escobar bezieht sich auf Habermas und beobachtet im Kontext des Entwicklungsparadigmas, dass das politische vom kulturellen System Besitz ergreift. (vgl. Escobar 382)

Der Unterschied zwischen konstruktivistischem und statischem Kulturbegriff wird in Anbetracht des Unterdrückungspotenzials der statischen Interpretation besonders deutlich. Ein statischer Kulturbegriff, der Kultur als einen gegebenen Kanon aus Regeln und Praktiken versteht, erlaubt abweichendes Verhalten im Namen kultureller Tradition

zu sanktionieren, wobei denen, die die Interpretationshoheit über diese kulturellen Normen haben, eine gefährliche Machtposition zukommt. (vgl. Ziai, 2006, 105) Im skeptischen Ansatz hingegen, der auf einem konstruktivistischen Kulturverständnis beruht, sind Abweichungen ein Zeichen dafür, dass gewisse kulturelle Normen nicht mehr konsensfähig sind, und der Versuch, dieses Verhalten aus kulturellrelativistischer Perspektive zu sanktionieren, wird als illegitim betrachtet. (vgl. ebd.) Universalismus wird jedoch auch im skeptischen Ansatz zurückgewiesen und beruht „implizit auf einem universellen Recht auf Selbstbestimmung: Menschen einer Gemeinschaft sollen gemeinsam über die Regeln ihres Zusammenlebens entscheiden dürfen, ohne dass Außenstehende im Namen (vermeintlich) universeller Prinzipien intervenieren“ (ebd.). Aus transkultureller Perspektive stellt sich hier die Frage, wie ‚Gemeinschaft‘ definiert wird. Die Ursache für Kulturkritik im skeptischen Ansatz sieht er im „Respekt für kulturell unterschiedliche Weltbilder, in denen die westliche Konsumgesellschaft nicht zwangsläufig als letztes Ziel angesehen wird, und auf der Einsicht, dass die westlichen Konsumstandards in hohem Maße oligarchisch und nicht verallgemeinerbar sind“ (ebd.).

Hoch polemisch vergleicht Majid Rahnema in seinem Artikel: „Development and the People's Immune System: The story of another variety of Aids“, das HI-Virus mit dem Entwicklungskonzept, das vom ‚Westen‘ aufgezwungen wird: „The tragedy of development can be understood as a parallel to the tragedy of AIDS.“ (Rahnema, 1997b, 116) Damit zeichnet er das Ideal eines ursprünglich einheitlichen Kulturraums, der dem menschlichen Organismus gleich, so lange funktioniert, bis die so genannte entwickelte Welt die gesunden Zellen, also Menschen aus dieser Einheit, als Wirte für ihr Konzept der ‚Entwicklung‘ verwendet. Er bezieht sich dabei auf die Eliten im ‚Süden‘, die diese Infiltrierung der eigentlich gesunden geschlossenen Gesellschaften durch ‚Entwicklung‘ ermöglichen. Die Einflüsse des ‚Westens‘ zerstören ebendieses gesunde System. „Each culture, social entity proceeds in its own particular way in shaping its ‚Immune system‘, depending on the flavour and the specific characteristic of the culture“ (ebd., 112) Unter anderem aufgrund dieses polarisierenden Kulturverständnisses schreibt Aram Ziai vom populistischen Ansatz der PD als „programme of reactionary populism“ (Ziai, 2004, 1055) und Meera Nanda stellt fest:

„In a characteristically populist move, these movements locate all that is virtuous, good and wholesome in Bharat, the ‚real India‘ of the rural people

and their time honored collective traditions, while locating all that is evil, exploitative and phony in ‚India‘, the ‚alien India‘ that is urban, industrial and Western.“ (Nanda, 1999, 16)

Oft wird berechtigterweise der Verlust von indigenem Wissen (z.B.: Shiva, 1992; Rahnema, 1997a; Apffel-Marglin, 1990) beklagt. Allerdings handelt es sich hierbei leider um ein globales Phänomen, das auch im ‚Westen‘ beobachtet werden muss. Wenn Apffel-Marglin die teils menschenunwürdigen Pockenimpfungen in Indien während der Kolonialzeit beschreibt und damit „the claim of Western Science to be a superior form of knowledge which renders obsolete more traditional systems of knowledge“ (Apffel-Marglin, 1990, 102) anfechtet, geht sie von einer einheitlichen Form der westlichen Medizin - der Schulmedizin - aus. Dass traditionell westliche alternative Ansätze auch von der Schulmedizin belächelt werden, wird dabei vernachlässigt. Der indische Gesundheitssektor basiert in erster Linie auf Schulmedizin, daher stellt sich die Frage, ob in der heutigen Zeit eine dichotome Unterscheidung in ‚den Westen‘ und die *Third World* die Realität angemessen darstellt. Politisch kann der Ansatz durch diese Unterscheidung für die Interessen lokaler Eliten genutzt werden, die durch das gemeinsame Feindbild ihre eigene Machtposition sichern. (Nanda, 1999, 21) Insofern kann man die Einflüsse des ‚Westens‘ normativ kritisieren, analytisch betrachtet kommt man mit Konstrukten kulturell einheitlicher Regionen jedoch nicht an die Realität heran. Was ist das Eigene, was das Fremde? Und ab wann wird das Fremde zum Eigenen?

20.2 Potenziale der Transkulturalität für PD

Wie in der vorliegenden Arbeit dargestellt werden konnte, unterscheidet sich die transkulturelle von der interkulturellen Perspektive vor allem hinsichtlich ihres Kulturverständnisses. Das Feld der Entwicklungszusammenarbeit zeigt hier exemplarisch für die transkulturelle Perspektive einen durch Konnektivitäten neu entstandenen Kulturraum auf, der territorial nicht gebunden ist. Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf den skeptischen Ansatz der Post-Development-Theorie, da der statische und normative Kulturbegriff des populistischen Ansatzes nicht in Zusammenhang mit Transkulturalität gedacht werden kann.

Das Postulat einer westlichen Kultur

In PD steht der Begriff ‚Westen‘ für die westliche Hemisphäre, wird jedoch vielmehr als neoliberales Wirtschaftssystem und als Kultur der Akkumulation von Kapital und Gütern, sowie des ständigen Wachstums konstruiert. Auch Aram Ziai spricht von der

„westlichen Konsumgesellschaft“ (Ziai, 2006, 105). Aus transkultureller Perspektive kann hinterfragt werden, inwiefern Konsum heute noch als ‚westliches‘ Phänomen bezeichnet werden kann. Besonders die Metropole Mumbai macht deutlich, wie heterogen die indische Gesellschaft u.a. in ihrem Konsumverhalten ist und wie stark sich ökonomische Unterschiede und damit einhergehende Kaufkraft innerhalb einer Stadt ausprägen können. Auch das kulturelle Leben, das auf dem als ‚Westen‘ bezeichneten Terrain stattfindet, ist in jedem Fall zu heterogen, als dass man dafür eine einheitliche Kultur postulieren könnte.

Identifikation von Gemeinschaft

Aram Ziai sieht im skeptischen Ansatz der PD eine Ablehnung von Universalismus und erkennt in ihm einzig die universelle Forderung nach Selbstbestimmung von Gemeinschaften. Hier stellt sich die Frage, wie Gemeinschaften identifiziert werden sollen. Eine transkulturelle Perspektive erlaubt eine vertikale Differenzierung von Gesellschaft, die mit Kultur in Zusammenhang stehende Gemeinschaftskonzeptionen neu definiert.

Analyse der Entwicklungspraxis

In der PD-Theorie bezieht man sich immer wieder exemplarisch auf Erfahrungsberichte aus der Entwicklungspraxis, um die Intervention von außen als von Eigeninteressen geleitet und für die lokale Bevölkerung nachteilig, darzustellen. Die mächtige Position der Geber wird von Post-Development-TheoretikerInnen als einer der Hauptkritikpunkte für das Scheitern von Entwicklungszusammenarbeit respektive des Konzepts ‚Entwicklung‘ betrachtet. Intervention ‚von außen‘ scheint illegitim. Meist wird in nationalstaatlichen oder zumindest territorialen Kulturbegriffen gedacht. So erscheine für sie eine Intervention des ‚Westens‘ in Indien ungerechtfertigt, zumal auf wirtschaftspolitischer Ebene Strukturen etabliert wurden, die den Geberstaaten in ihrer eigenen wirtschaftlichen Entwicklung auf Kosten der Empfängerstaaten nutzen. (vgl. Raffer; Singer, 2001) Die aus Kolonialisierung entstandenen Machtverhältnisse, die sich noch heute in Abhängigkeitsverhältnissen äußern, sollen weder negiert noch unterschätzt werden, allerdings stellt sich die Frage, ob es einen homogenen ‚Westen‘, der Einfluss auf den Entwicklungsdiskurs nimmt als solcher gibt oder ob es nicht vielmehr eine globalisierte Elite ist, die den Diskurs bestimmt. Verzichteten wir auf territoriale Kategorien und lenken unseren Blick, angelehnt an die Konzepte der Transkulturalität, auf den Kulturraum der Entwicklungszusammenarbeit, ermöglicht uns das, wie in der vorliegenden Arbeit gezeigt wurde, eine konkrete Fragestellung über die

Machtverteilung innerhalb dieses Systems. Hanafi und Tabar sprechen im palästinensischen Kontext von einer sich herausbildenden globalisierten Elite im EZA-Bereich. Diese Elite weiß über die gängigen globalen Entwicklungsparadigmen Bescheid und ist mit internationalen NGOs, Entwicklungsagenturen und Geberinstitutionen vernetzt. Sie ist grundsätzlich friedlich und professionalisiert, d.h im Schreiben von Anträgen und Projektmanagement erfahren. Außerdem ist sie urban, was sich vor allem durch die Konzentration von EZA-Mitteln auf urbane Gebiete ergeben hat. (vgl. Hanafi; Tabar, 2005, 48f) Aufgrund finanzieller Abhängigkeitsverhältnisse haben Organisationen mittlerweile "Erwartungserwartungen" (Luhmann, 2008, 32ff) entwickelt, um den Interessen der Geber zu entsprechen. Es hat sich eine eigene Sprache entwickelt, aus der Begriffe wie Gender, Minorities, Empowerment, Partizipation u.a. nicht mehr wegzudenken sind. Obwohl oder gerade weil viele AkteurInnen der Entwicklungszusammenarbeit flache Entscheidungsstrukturen, Partizipation und egalitäre Verhältnisse in der Kommunikation nach außen, und wahrscheinlich einige auch nach innen vertreten, und daher einiges dafür tun, als Organisation oder Individuum nicht autoritär aufzutreten, bleibt die Machtebene oft unbewusst und muss bewusst gemacht werden. Macht strukturiert Gesellschaft, mehr oder weniger explizit. Solange ein Machtverhältnis durch die finanzielle Abhängigkeit besteht, werden Einflussebenen bestehen bleiben und Kommunikation beeinflussen. Everjoice Win unterstreicht aus der Perspektive einer Empfängerorganisation ihre Anstrengungen, sich im Kommunikationsverhalten anzupassen: „I spend time trying to understand the language that you speak and how to fit my organisation into the relevant templates.“ (Win, 2004, 127) Die transkulturelle Perspektive könnte in Kombination mit der PD-Theorie eine kritische Betrachtung des Entwicklungsparadigmas ermöglichen, indem nicht der ‚Westen‘ oder die ‚westliche Kultur‘ als Kategorie, sondern konkrete Institutionen und Systeme in der EZA bzw. hinter der EZA, die Entwicklungsdiskurse prägen, hinterfragt werden. Des weiteren kann so die Funktion kultureller Praxen untersucht werden. So wie sich ein lineares Zeitverständnis in der industriellen Revolution aus dem Bedarf nach pünktlichen ArbeiterInnen entwickelte, liegt den meisten kulturellen Praxen eine Funktion zugrunde.

Akademische und politische Relevanz

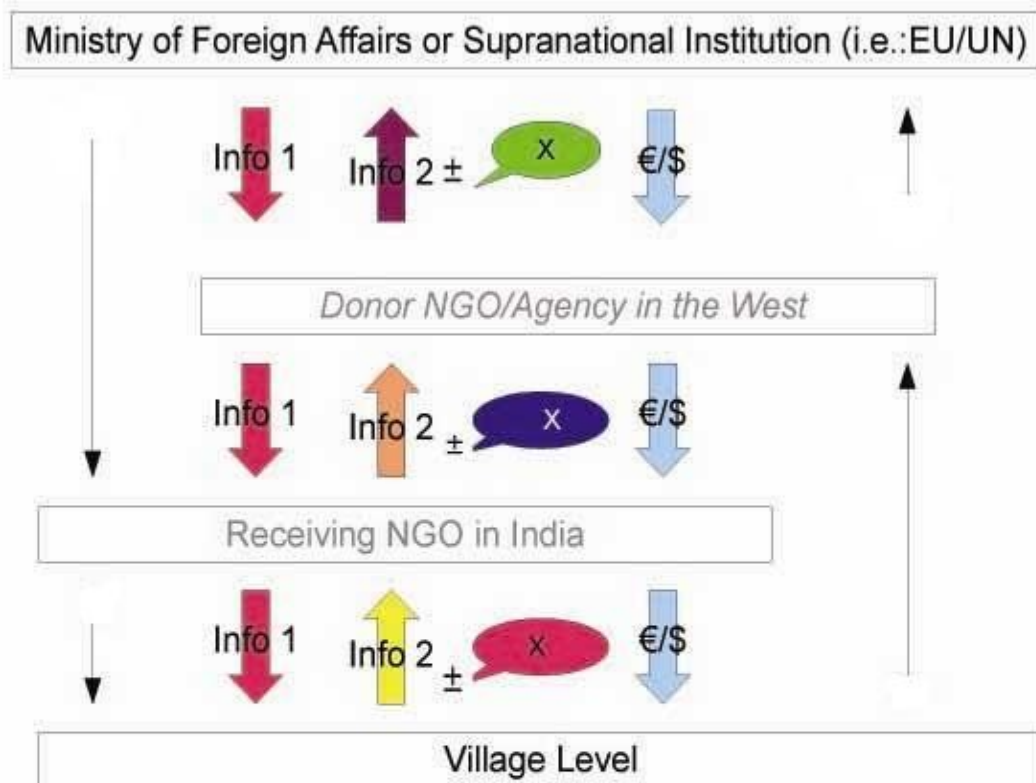
Aus transkultureller Perspektive kann man die territoriale Bindung kultureller Attribute an die westliche Hemisphäre in einer sich globalisierenden Welt vernachlässigen. Besonders aufgrund der politischen Relevanz des akademischen Diskurses hätte ein

transkulturelles Kulturverständnis enormes analytisches Potenzial, und würde die Heterogenität des ‚Westens‘ mitsamt seiner Zentren und Peripherien genausowenig ignorieren wie jene von so genannten ‚Entwicklungsländern‘. Eine solche Perspektive erlaubt beispielsweise die Frage, ob ‚wirtschaftliche Entwicklung‘, die wohl dominanteste Kategorie von ‚Entwicklung‘, als lockende Karotte vor den Köpfen von ArbeitnehmerInnen auf der ganzen Welt hängt und damit versucht wird sowohl in Europa als auch in Schwellenländern wie zum Beispiel Indien, China oder Brasilien die Interessen der ArbeitnehmerInnen moralisch zu delegitimieren und somit niedrig zu halten. Wird nicht immer wieder argumentiert, dass der wirtschaftliche Wohlstand eines Nationalstaates und die Sicherheit von Arbeitsplätzen innerhalb dessen nur zu garantieren respektive zu erreichen sind, wenn ArbeitnehmerInnen auf ihre Rechte wie Mindestlohn, Absicherung im Krankheitsfall, Kündigungsschutz und andere lang erkämpfte Sicherheiten verzichten? Denn Arbeit muss für Unternehmen ökonomisch profitabel sein, da diese sich sonst im globalen Standortwettbewerb nach anderen Produktionsstätten umsehen. Kultur als ein Begriff, der in der Betonung von Unterschieden Gruppenidentitäten produziert (vgl. Appadurai, 1996, 13) muss hier nicht in der Betonung der Unterschiede von ‚Ost‘ und ‚West‘ verwendet werden, sondern kann die lebensweltlich-kulturellen Ähnlichkeiten von ArbeitnehmerInnen bezeichnen.

21 Conclusio

21.1 Grafik

Communication between Donors and Recipients in Development Cooperation



Info 1: Agenda of Institution – i.e.: Gender, HIV, Climate Change
Expected form of Project Proposal

Info 2: Information about Project/Idea/Work (i.e. Project Proposal) influenced by X.

X = Expectation of Expectations. Information that is assumed to be expected by Donor

➔ Not all 4 levels are necessarily involved in the communication process.

Grafik: Verfasserin

Die wohl zentralste Frage der vorliegenden Arbeit war jene nach der Wahrnehmung von Kommunikation und ihren Rahmenbedingungen in der EZA aus der Perspektive indischer Empfängerorganisationen. Die in Indien durchgeführten Interviews zeigten deutlich, dass sich ungleiche Machtverhältnisse, die sich aus einer Geber- bzw. Empfängerposition ergeben, in Kommunikationsprozessen widerspiegeln. Das aktuelle Prozedere der Entwicklungsprojektfinanzierung wird von den befragten Empfängerorganisationen als problematisch wahrgenommen. Verstehen wir gelungene Kommunikation als Interaktion und reziproken Austausch von relevanten Informationen über einen Sachverhalt, müssen wir Kommunikation zwischen Geberorganisationen und Empfängerorganisationen als verzerrt oder gestört betrachten.

21.2 Erläuterung der Grafik

Die vorliegende Grafik repräsentiert die Erkenntnisse aus den durchgeführten Interviews und der gesichteten Literatur. Modelle simplifizieren immer die Wirklichkeit, so auch dieses. Der Informationsfluss (in der Grafik dargestellt als ‚Info 1‘) beinhaltet die Entwicklungsagenda der finanzkräftigsten Geber, sei das eine nationale oder supranationale Institution wie das Außenministerium oder die europäische Kommission. Diese Information beinhaltet die inhaltlichen und formalen Anforderungen, die von der Geberinstitution gestellt werden. Im ersten Schritt gelangt diese Information zu den größeren Entwicklungsagenturen, die sich in ihren ‚Entwicklungsagenden‘, ihrer inhaltlichen Ausrichtung und Projektarbeit auf die empfangene Information einstellen. Diese NGOs/Agenturen sollen in Zukunft zunehmend an Bedeutung verlieren. Information der supranationalen oder nationalen Geberinstitution soll vermehrt direkt von Empfängerorganisationen vor Ort wahrgenommen werden (was durch den schmalen Pfeil links außen dargestellt wird), die sich in ihrer Projektantragstellung an diese Vorgaben inhaltlich wie formell anpassen. ‚Info 1‘ gelangt im zweiten Schritt von einer *Donor*-NGO wie ActionAid oder einer Entwicklungsagentur wie der GTZ zur lokalen NGO in Indien, die die Information wiederum bis zur Dorfebene weitergibt: „So similarly, if someone from the village level has an idea, they write a proposal and give it to us. We put it and we push it forward. Right now I have to tell the villager: ‚they are only sanctioning Aids or climate change so give me something on that‘.” (D' Souza, 2010) Die Information, die an die Dorfebene weitergeleitet wird, ist rein inhaltlicher Natur, da die formalen Kriterien der schriftlichen Antragstellung von NGOs erfüllt

werden.

Jene Informationen (in der Grafik dargestellt als ‚Info 2‘), die von Seiten der Empfängerorganisation wieder ‚hinauf‘ zur Geberinstitution gesendet werden, entsprechen in erster Linie dem, was die Geberinstitutionen verlangen und positiv sanktionieren, und erst in zweiter Linie den eigenen Bedürfnissen, damit die Wahrscheinlichkeit erhöht wird an finanzielle Mittel zu kommen. Die in der Grafik dargestellte Variable X bezeichnet so genannte Erwartungserwartungen, also die Erwartungshaltung, die von der übergeordneten Instanz erwartet wird. Diese Variable beeinflusst ‚Info 2‘ (was durch die Farbveränderung der Pfeile dargestellt wird) und führt zu einer Reduktion (dargestellt als Minus) relevanter Informationen wie der eigenen Bedürfnisse beziehungsweise zur Ergänzung (dargestellt als Plus) um verlangte Inhalte. Besonders deutlich wird das in Sprache und Wording der Projektanträge. Everjoice Win bezeichnet dieses Phänomen als ‚word game‘: „I now play what I call the word game. Accountability, transparency, civil society, good governance, poverty alleviation, engaging the state, critical, cutting edge, stakeholders, participation, advocacy.” (Win, 2004, 125)

21.3 Macht- und Kommunikationsstrukturen in der EZA

Kommunikation muss als Interaktion und reziproker Prozess verstanden werden. Diese Reziprozität wird von der aktuellen Praxis stark vernachlässigt, Interesse für authentische Information von Seiten der Empfänger gibt es anscheinend nicht. Foucault und Bourdieu erkennen Machtverhältnisse als der Gesellschaft inhärente Ordnungssysteme an, wobei Bourdieu den Begriff ‚symbolisches Kapital‘ einführt (vgl. Bourdieu, 1979, 79f) und aus dieser Perspektive der Machtverteilung innerhalb der Gesellschaft kritisch betrachtet. Wohingegen Foucault Macht als strategisch-produktive Kraft zur Generierung von Wissen wahrnimmt und diesbezüglich, den Entwicklungsdiskurs betreffend, sowohl von den Interviewpartnern als auch von Post-Development-TheoretikerInnen bestätigt wird. Die Macht der Geber spiegelt sich in der Kommunikationskultur der Finanzierungsprozesse wider und nimmt symbolisch durch diverse Auflagen seitens der Geber Form an. Somit können auch Bourdieus Ansätze in der Entwicklungspraxis wiedererkannt werden. Vereinfacht gesagt, haben sich auf Seiten der Empfänger Erwartungserwartungen aufgebaut, die erfüllt werden wollen, um an Mittel zu kommen. Die Verantwortlichkeit gegenüber dem Geber wird mehr berücksichtigt, als die gegenüber der eigentlichen Zielgruppe der Projekte. Was zu einer

Kritik am NGO Sektor in Indien allgemein führt. (vgl. Sooryamoorthy; Gangrade, 2005) Diese Konsequenz ist schwer zu vermeiden, wenn Strukturen dazu führen, dass das Überleben einer Organisationen nicht von der Zielgruppe, sondern von den Gebern entschieden wird. Die Bedürfnisse der NGO-GründerInnen und NGO-MitarbeiterInnen müssen rein pragmatisch als kommunikationsbeeinflussender Faktor einkalkuliert werden. Selbstverständlich wollen diese das Überleben ihrer Organisationen sichern, nicht zuletzt weil sie davon überzeugt sind, gute Arbeit zu leisten und von der Zielgruppe gebraucht zu werden.

Leider ist auch die Kommunikation mit den Zielgruppen mittlerweile demselben Mechanismus unterworfen. So wollen auch Bauern und Bäuerinnen, Stadt- und DorfbewohnerInnen den Erwartungen der lokalen NGOs entsprechen, um weiter an Mittel zu kommen. Für sie ist die in Indien ansässige NGO der primäre ‚Geldgeber‘. Den eigenen Bedürfnissen wird dabei weniger Beachtung geschenkt als jenen der Geber und so bekommen auch diese nicht jene Informationen, die sie für ihre Arbeit eigentlich bräuchten. Aufgrund des Abhängigkeitsverhältnisses kommt es nicht nur zu Anpassung, sondern auch zur Verzerrung und Verheimlichung von relevanten Informationen.

Die Einflussmechanismen konnten unter anderem durch eine Analyse der Entwicklungsdiskurse aufgezeigt werden. Über ‚den Entwicklungsdiskurs‘ wurde vor allem in der Post-Development-Theorie, aber auch in postkolonialen Texten schon viel geschrieben. Es hat sich mittlerweile eine eigene Sprache und eigene Praxis – ein eigener Diskurs – innerhalb der ‚Entwicklungsszene‘ herausgebildet. Nicht zuletzt deshalb kann aus transkulturellem Blickwinkel ein Kulturraum der Entwicklungszusammenarbeit postuliert werden. Die Lieblingsworte der Geberinstitutionen, wie: *Transparency, Civil Society, Good Governance, Poverty Alleviation, Enaging the State, Stakeholders, Participation etc.* müssen in Projektanträgen vorhanden sein, um an finanzielle Unterstützung zu kommen. Alle beteiligten Interviewpartner bestätigen diesen Trend. Er stößt einerseits auf Ablehnung (D' Souza, 2010), andererseits auf pragmatische Akzeptanz (Siddhartha, 2010) oder bleibt unbewusst (Banz, 2010). Die finanzielle Macht des ‚Westens‘ führt dazu, dass Empfängerorganisationen sich in ihrem *Wording* aber auch ihren Aktivitäten anpassen. Für sie selbst ist es schwierig, ihre eigenen Interessen den Geldgebern mitzuteilen. Es wird gefordert, dass sich Geberinstitutionen in ihren Konditionalitäten wieder verstärkt auf die Empfängerorganisationen einstellen. Die Einflüsse der Geber führten zu einer Depolitisierung der Zivilgesellschaft im Entwicklungsbereich. Eine Argument, das auch

in der Post-Development-Theorie (vgl. Ferguson, 1994) vorgebracht wird. Dies ist aber nicht nur auf Einflüsse aus dem ‚Westen‘, sondern auch auf Einflüsse der indischen Regierung zurückzuführen, durch die der zivilgesellschaftliche Sektor Indiens kontrolliert wird. Während in den 1960er Jahren Siddhartha einer der wenigen war, der inspiriert von Paulo Freire und anderen flache Entscheidungsstrukturen auf zivilgesellschaftlicher Ebene anstrebte, gehören diese mittlerweile zum guten Ton der indischen Zivilgesellschaft. Seit den 1970er Jahren haben westliche Geber in der indischen Zivilgesellschaft verstärkt Fuß gefasst. Die Konditionalitäten der Geber waren an Offenheit, Transparenz und flache Entscheidungsstrukturen innerhalb der Organisationen gebunden. Es entstand eine Form von *Peer Pressure*, die zu einer Ablehnung von Organisationen führte, die sich diesen neuen Standards verweigerten. Auch auf inhaltlicher Ebene hatten die Geber Einfluss. So beeinflussten Gelder aus den Töpfen der Kirche die Ausrichtung der säkularen Zivilgesellschaft genau so, wie heute kirchliche Organisationen von säkularen Geldgebern beeinflusst werden. Es lässt sich ein Unterschied zwischen amerikanischer und europäischer Praxis beobachten: während europäische Institutionen ihren Einfluss subtil geltend machen, üben amerikanische Institutionen Einfluss direkt und offen aus. Die im Diskurs postulierte Partnerschaftlichkeit zwischen Gebern und Empfängern lässt sich aufgrund der Machtposition des Gebers ohnehin nur sehr schwer etablieren. Am ehesten kann sie durch eine Reduktion des Abhängigkeitsverhältnisses entstehen. Die Vielfalt an Gebern, die in den letzten Jahren im zivilgesellschaftlichen Sektor Indiens Fuß gefasst hat, führte zu einem gleichberechtigteren Verhältnis für die schon gefestigteren NGOs gegenüber ihren ursprünglichen ‚Partnerorganisationen‘. Eine weitere Konsequenz der erhöhten Mittelvergabe für die indische Zivilgesellschaft, ist das so genannte *mushrooming* von NGOs in den letzten Jahrzehnten. Das heißt, dass sie wie Pilze aus dem Boden schossen, was auch zu mehr Wettbewerb um die vorhandenen Mittel geführt hat. Eine andere Möglichkeit um eine ‚Zusammenarbeit der Partnerschaftlichkeit‘ zu schaffen, sind lange persönliche Beziehungen. Am unproblematischsten wird Kommunikation von den AkteurInnen wahrgenommen, deren *funding relationship* mit dem Geber schon über einen langen Zeitraum besteht. Insbesondere die seit fast 40 Jahren bestehende Beziehung des CWS mit ihrer Partnerorganisation AWS in Deutschland wird als gut empfunden. Auch die Beziehungen innerhalb der Caritas werden als meist gut funktionierend wahrgenommen. Hier beobachtete man starke Veränderungen zum Positiven. In dem Sinne als dass mehr Partnerschaftlichkeit und

Gleichberechtigung in den letzten 40 Jahren Einzug gehalten haben. Sensibilität, Zuhören und regelmäßige Besuche haben die Beziehung stabilisiert, daher wird von Seiten des CSA für mehr persönliche Kontakte plädiert. Weniger einfach ist Kommunikation, die auf kurzfristigen, unpersönlichen Beziehungen beruht, wie es Frater Rocky Banz und Frater Elias Gonsalves beobachten, wenn sie Gelder von säkularen Gebern wie der EU beantragen. Siddhartha vom CWS und John D' Souza vom CED sind derselben Meinung. Alle Interviewpartner plädieren für engere, stabile Beziehungen, die auf Sensibilität, Respekt, Vertrauen und Langfristigkeit beruhen. Gegenseitiger Austausch, gegenseitige persönliche Besuche, für die man sich Zeit nimmt, würden den Gebern ein ganzheitliches Bild über die Arbeitssituation und die Bedürfnisse der Empfänger vor Ort geben, meinen die Interviewpartner. Wenn Geberorganisationen sich in der heutigen Zeit wieder verstärkt auf zwischenmenschliche Kontakte und persönliche Kommunikation einstellen würden, könnte Korruption oder Vetternwirtschaft durch absolute Transparenz des Vergabeprozesses verhindert werden. Geberinstitutionen können durch die aktuelle bürokratische Praxis nie einen ganzheitlichen Eindruck der Situation vor Ort gewinnen. Im Gegenteil, die rein schriftliche Kommunikation führt zu einer Bevorzugung jener Anträge, die professionell und korrekt geschrieben wurden. Diese sagen jedoch nicht genug über die Qualität der praktischen Arbeit der AntragstellerInnen aus. Das Prozedere ist sozial selektiv und für die Organisationen ressourcentechnisch enorm belastend. Früher haben sich MitarbeiterInnen in Geberorganisation mehr in die bürokratische Praxis eingebracht und Anträge formell selbst verbessert. Heute scheint es für manche Empfänger so als wäre das wichtigste in der Projektantragstellung die Arbeit für die Geber so einfach als möglich zu machen.

21.3.1 Inter- und transkulturelle Perspektive

Die zweite Ebene der vorliegenden Arbeit besteht aus einer Gegenüberstellung interkultureller und transkultureller Ansätze im Rahmen der Analyse von Kommunikationsprozessen in der EZA. Während im Theorieteil die Heterogenität des interkulturellen Diskurses dargestellt wurde, konzentriere ich mich im empirischen Teil auf die Diskussion der in interkulturellen Kommunikationstheorien beschriebenen Kulturdimensionen: ‚Machtdistanz‘, ‚kollektivistische und individualistische Identität‘, ‚Arbeitsstile‘, ‚Mündlichkeit und Schriftlichkeit‘, ‚Denkmuster‘ sowie ‚Zeitmanagement‘, und auf deren analytische Relevanz für die Auseinandersetzung mit

Kommunikationsprozessen zwischen Geber- und Empfängerorganisationen in der EZA. Hier wurde so vorgegangen, dass drei Themenbereiche, nämlich ‚NGOs – der Aufstieg der Zivilgesellschaft‘, ‚zwischenmenschliche Beziehungen‘ und ‚Projektanträge und Bürokratie‘ anhand der erwähnten Kulturdimensionen zuerst aus interkultureller und dann aus transkultureller Perspektive bearbeitet wurden. Eine transkulturelle Perspektive legt das Erkenntnisinteresse vor allem auf durch mediale Konnektivitäten entstehende neue Kulturräume, wofür die EZA exemplarisch ist, daher wird eine EZA-Kultur postuliert. Außerdem erlaubt die transkulturelle Perspektive eine vertikale Differenzierung von Gesellschaft, die sich nicht an territorialen, sondern an sozialen Grenzen orientiert. Die beiden Ansätze eröffnen unterschiedliche Fragestellungen und Schlussfolgerungen, die in der Arbeit detailliert und nun zusammenfassend dargestellt werden. ‚Interkulturelle Unterschiede‘ werden in der direkten zwischenmenschlichen Begegnung mit Personen aus dem ‚Westen‘ (auch VertreterInnen von Geberinstitutionen), sofern eine solche Begegnung überhaupt stattfindet, von keinem der Interviewpartner als problematisch empfunden. Vielmehr erscheinen die Rahmenbedingungen schwierig, daher habe ich mich in der Analyse auf die angesprochenen Bereiche und Rahmenbedingungen konzentriert.

Machtdistanz

Indien wird in den interkulturellen Theorien, im Unterschied zu Skandinavien und dem anglophonen Sprachraum, als eine durch hohe Machtdistanz geprägte Gesellschaft beschrieben. Damit ist die Akzeptanz von ungleicher Machtverteilung innerhalb der Gesellschaft gemeint. Im Rahmen der Arbeit konnte gezeigt werden, dass die Einflüsse der westlichen Geberinstitutionen zu einer Verringerung dieser Machtdistanz in vielen Teilen der Zivilgesellschaft geführt haben. Die Interaktion mit den Gebern hat die Organisationen auf inhaltlicher und operativer Ebene beeinflusst. Aus populistischer Post-Development-Sicht kann das als *Westernisation* der indischen Zivilgesellschaft verstanden werden. Diskutieren wir das Thema Macht, in diesem Kontext aus einer transkulturellen Perspektive, wird augenscheinlich, dass es in Indien seit vielen Jahrhunderten einen Kampf um Gleichberechtigung gibt, der beispielsweise von Dalits oder Adivasis getragen wird. Das Egalitätsprinzip ist, wenn wir Gesellschaft vertikal differenzieren, nicht allen Bevölkerungsschichten fremd. Es stellt sich die Frage wer sie akzeptiert und wer nicht.

Für die EZA erlaubt die transkulturelle Perspektive global gültige Dispositionen für die Entwicklungsarbeit zu erkennen und zu untersuchen. Denken wir in Geber-

Empfängerkategorien beobachten wir, dass in der Kommunikation nach außen häufig niedrige ‚Machtdistanz‘ gepredigt wird, das System selbst durch seine Abhängigkeitsverhältnisse aber von einer hohen ‚Machtdistanz‘ geprägt ist. Empfängerorganisationen, die sich im ‚Westen‘ befinden, (z.B. Südwind in Wien) sind ähnlichen Mechanismen und in weiterer Folge Entwicklungen unterworfen, wie sie für die indische Zivilgesellschaft skizziert wurden.

Kollektivistische und individualistische Identität

Kommunikationsstrukturen zwischen Geber- und Empfängerorganisationen in der EZA sind, zumindest in großen Geberinstitutionen, auf individualistisch sozialisierte Menschen zugeschnitten. So werden zwischenmenschlichen Kontakten immer weniger Raum und Zeit eingeräumt. Hier hat es Veränderungen innerhalb der letzten Jahrzehnte gegeben, die die Anonymität zwischen den AkteurInnen in den so genannten partnerschaftlichen Beziehungen fördern. Wenn persönliche Kontakte entstehen, dann bleiben sie unverbindlich. Dies stellt für die Interviewpartner ein Problem dar. Sie empfehlen durchwegs gut funktionierende Beziehungen, die auf Respekt, Vertrauen und Langfristigkeit beruhen, sowie regelmäßige persönliche Gespräche um den lokalen Kontext besser verstehen zu können. Gegenseitiger Austausch wird von allen Interviewpartnern empfohlen. Diese Empfehlungen spiegeln eine kollektivistische Kommunikationskultur, die dem ‚Osten‘ zugedacht wird, wider. Jedoch beklagt man auch in Österreich die Abnahme zwischenmenschlicher Kontakte und die Anonymisierung des Vergabeprozesses, was für die globale Gültigkeit dieses Trends spricht. In Indien wiederum können Arbeitsbeziehungen mit indischen Consultants genau so unverbindlich bleiben, wie mit Östereichern oder sogar noch unpersönlicher, denn: „It's not the color of the skin, it's the color of the job.“ (D' Souza, 2010) Es kommt also nicht auf die Herkunft, sondern auf die berufliche Funktion eines Kollegen an.

Schriftlichkeit und Mündlichkeit

Bürokratie und schriftliche Kommunikation haben den gesamten Verhandlungsprozess übernommen. Die Professionalität des Projektantrags entscheidet über dessen Bewilligung beziehungsweise Ablehnung. Informationen müssen schriftlich und so explizit wie möglich an den potenziellen Geldgeber übermittelt werden. Dies entspricht der Tradition einer Schriftgesellschaft, wie sie dem ‚westlichen Kulturkreis‘ zugeschrieben wird. Man könnte hier wieder von *Westernisation* sprechen. Schriftlichkeit ist jedoch vielmehr eine soziale Frage. Indische Schriften gab es schon lange vor Christi Geburt, insofern kann Indien nicht das Attribut einer Schriftkultur

abgesprochen werden. Jedoch war Schriftgebrauch immer schon sozial selektiv. So ist er das auch im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit. Nicht nur in westlichen Geberinstitutionen, auch in der Praxis des indischen Staates wird mit Projektanträgen gearbeitet. Diese werden von NGOs vor Ort ausgefüllt, DorfbewohnerInnen stellen diese Anträge nicht selbst, unter anderem weil ihnen das nötige Wissen fehlt. Vereinbarungen mit den Gram Panchayats werden mündlich getroffen. Das aufwändige bürokratische Prozedere in der internationalen EZA ist nicht nur für Organisationen in Indien, sondern auch für NGOs im ‚Westen‘ eine Belastung. Das bürokratische System ist sozial selektiv, was dem in der EZA oft gepredigten Schlagwort *Empowerment* widerspricht.

Zeitverständnis

In der interkulturellen Theorie kann zwischen monochronem und polychronem Zeitverständnis unterschieden werden. Die gesamte Praxis der Entwicklungszusammenarbeit baut auf einem monochronen Zeitverständnis auf, das traditionell dem ‚Westen‘ zugerechnet wird. Zeitpläne sind mitunter die Herzstücke von Entwicklungsprojekten, Deadlines für die Antragstellung eine Selbstverständlichkeit. Hall sieht die industrielle Revolution als einen Faktor der das Zeitverständnis in England stark beeinflusst hat, da es damals pünktlicher ArbeiterInnen bedurfte. Die innerindische Praxis der NGOs zeichnet sich meinen Beobachtungen zufolge durch enorme Pünktlichkeit aus. Die transkulturelle Perspektive erlaubt die Frage, ob es mittlerweile nicht auch zwischen DorfbewohnerInnen und NGO MitarbeiterInnen aus Indien unterschiedliche Zeitverständnisse gibt.

Denkmuster

Die weitverbreitete Verwendung des Logframes ist exemplarisch für die Logik innerhalb der EZA und geeignet, um sich an die Thematik unterschiedlicher Denkmuster anzunähern. Logframe baut auf linearer Logik auf und ist für die Planung, das Monitoring und die Evaluierung von Interventionen in komplexe gesellschaftliche Systeme zu unterkomplex. Obwohl das *Projektplanungstool*, wie gezeigt wurde, Mängel aufweist, die durch systemische Ansätze vermieden werden können, hat es sich global in der EZA durchgesetzt bzw. wurde es global in der EZA durchgesetzt. Unterschiedliche Denkmuster zu postulieren bedeutet Unterschiede in der Konzeption von Logik zu erfassen. Eine solche Vertiefung ist im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich, auch die in der interkulturellen Kommunikationstheorie beschriebenen Ansätze greifen hier zu kurz. Eine solche Fragestellung bedürfte einer philosophischen

Bearbeitung wie wir sie zum Beispiel bei Mall (1998) finden. Trotzdem konnte in der vorliegenden Arbeit gezeigt werden, dass systemische Ansätze in Indien sehr präsent sind.

Sowohl Konzepte der interkulturellen - als auch der transkulturellen Kommunikation sind für den Erkenntnisgewinn und die Analyse von Kommunikationsprozessen möglich. Inwiefern sie geeignet sind um ‚kulturelle Unterschiede‘ darzustellen, hängt vom Erkenntnisinteresse und der Kulturdefinition ab. Es geht hier nicht darum, jemandem sein Interesse für kulturelle Unterschiede, die territorial bestimmt sind, abzusprechen, jedoch zeigt sich in dieser Arbeit, dass territorial definierte Kulturbegriffe und darauf beruhende interkulturelle Theorien es nur sehr begrenzt schaffen, gesellschaftliche Realität abzubilden. Sie beruhen zum Teil auf selektiver Wahrnehmung und konstruierten Gruppenidentitäten. Kulturdimensionen beinhalten deshalb den Begriff Kultur, um Dimensionen von Kultur zu analysieren und abzubilden. Die vorliegende Arbeit zeigt anhand der Entwicklungszusammenarbeit, dass sich ‚kulturelle Unterschiede‘ oft sehr stark an sozialen und funktionalen Positionen von Menschen innerhalb einer, von transkulturellen DenkerInnen postulierten Weltgesellschaft ausprägen. Mit dieser Arbeit sollen territorial bestimmte Kulturunterschiede nicht geleugnet, sondern lediglich stark relativiert und differenziert werden. Es steht außer Zweifel, dass mit dem Begriff ‚Kultur‘ achtsam umgegangen werden muss.

21.3.2 Implikationen für die Post-Development-Theorie

Anhand des für PD zentralen Kulturbegriffs können zwei Strömungen innerhalb der Theorie ausgemacht werden. Aram Ziai spricht hier von einem skeptischen und einem populistischen Ansatz. Der populistische Ansatz zeichnet sich durch ein statisches und wertendes Verständnis von Kultur aus. Es romantisiert traditionelle Kulturen, propagiert die Rückkehr zur Subsistenzwirtschaft und lehnt Modernisierung ab. Der skeptische Ansatz ist in seiner Modernisierungskritik vorsichtiger und folgt einem konstruktivistischen Kulturbegriff. (vgl. Ziai, 2006, 105) Wie in der vorliegenden Arbeit dargestellt werden konnte, unterscheidet sich die transkulturelle von der interkulturellen Perspektive vor allem hinsichtlich ihres Kulturverständnisses. Folgende Schlussfolgerungen und Fragestellungen konnten für den skeptischen Ansatz der Post-Development-Theorie erarbeitet werden:

‚Westliche Kultur‘ wird oft synonym mit einem neoliberalen Wirtschaftssystem und einer Kultur der Akkumulation von Kapital und Gütern, sowie des ständigen Wachstums

verwendet. Aus transkultureller Perspektive kann hinterfragt werden, inwiefern Konsum heute noch als ‚westliches‘ Phänomen bezeichnet werden kann. Besonders die Metropole Mumbai macht deutlich, wie heterogen die indische Gesellschaft u.a. in ihrem Konsumverhalten ist, und wie stark sich ökonomische Unterschiede und damit einhergehende Kaufkraft innerhalb einer Stadt ausprägen können.

Der skeptische Ansatz lehnt Universalismus ab und fordert lediglich das universelle Recht nach Selbstbestimmung von Gemeinschaften. Hier stellt sich die Frage, wie Gemeinschaften identifiziert werden sollen. Eine transkulturelle Perspektive erlaubt eine vertikale Differenzierung von Gesellschaft, die mit Kultur in Zusammenhang stehende Gemeinschaftskonzeptionen neu definiert.

In der PD-Theorie bezieht man sich immer wieder exemplarisch auf Erfahrungsberichte aus der Entwicklungspraxis, um die Intervention ‚von außen‘ als von Eigeninteressen geleitet darzustellen, was der Realität oft entspricht. Meist wird in nationalstaatlichen oder zumindest territorialen Kulturbegriffen gedacht. Die aus Kolonialisierung entstandenen Machtverhältnisse, die sich noch heute in Abhängigkeitsverhältnissen äußern, sollen weder negiert noch unterschätzt werden, allerdings stellt sich die Frage ob es einen homogenen ‚Westen‘, der Einfluss auf den Entwicklungsdiskurs nimmt als solches gibt oder ob es nicht vielmehr eine globalisierte Elite ist, die den Diskurs bestimmt. Aus transkultureller Perspektive kann man die territoriale Bindung kultureller Attribute an die westliche Hemisphäre in einer sich globalisierenden Welt vernachlässigen. Besonders aufgrund der politischen Relevanz des akademischen Diskurses von Post-Development-Theorie hätte ein transkulturelles Kulturverständnis enormes Potenzial und würde die Heterogenität des ‚Westens‘ mitsamt seiner Zentren und Peripherien genauso wenig ignorieren wie jene von so genannten ‚Entwicklungsländern‘. Eine solche Perspektive erlaubt beispielsweise die Frage, ob die Forderung nach ‚wirtschaftlicher Entwicklung‘, die wohl dominanteste Kategorie von ‚Entwicklung‘, nicht auf der ganzen Welt die Interessen der ArbeitnehmerInnen moralisch delegitimiert. Ist wirtschaftliche Entwicklung angeblich doch nur zu erreichen, wenn Lohnabhängige auf ihre Rechte wie Mindestlohn, Absicherung im Krankheitsfall, Kündigungsschutz und andere lang erkämpfte Sicherheiten verzichten. Kultur als ein Begriff, der in der Betonung von Unterschieden Gruppenidentitäten produziert (vgl. Appadurai, 1996, 13) muss hier nicht in der Betonung der Unterschiede von ‚Ost‘ und ‚West‘ verwendet werden, sondern könnte die lebensweltlich-kulturellen Ähnlichkeiten von Lohnabhängigen bezeichnen.

In Indien wird aufgrund der heterogenen Gesellschaft häufig von einem Kulturbegriff ausgegangen, der die soziale Identität einschließt. In Europa mit seiner Tradition der ‚Monokulturen‘ ist das unüblich. Nachdem in einer globalisierten Welt der territorial verankerte Kulturbegriff nicht mehr die Realität fassen kann, braucht es Alternativen. Das Konzept der Transkulturalität stellt eine solche dar und ist ausbaufähig.. Eine wahre Alternative kann sie sein, wenn wenig ‚universelle Ideale‘ oder ‚normative Gültigkeiten‘ dieses Feld besetzen, sondern vielmehr analytische und deskriptive Konzepte. Für die Praxis der EZA stellt sich die Frage, ob transkulturelle Ansätze das Konzept ‚interkultureller Trainings‘ für EZA-Mitarbeiter grundsätzlich erweitern beziehungsweise in ihrer Ausrichtung in Frage stellen könnten. Für Indien kann postuliert werden, dass die Eliten des Landes kulturell weniger mit den von Projekten Betroffenen gemein haben, als das in ebendiesen Trainings explizit gemacht wird. Abgesehen von der Gegenüberstellung einer inter- und transkulturellen Perspektive war das Hauptanliegen meiner Arbeit die Darstellung der Kommunikationsprozesse in der Entwicklungsprojektfinanzierung aus Empfängersicht. Ich danke hiermit noch einmal meinen Interviewpartnern und hoffe, dass ihre Beiträge zum Denken anregen.

22 Literaturverzeichnis

- Allolio-Näcke, Lars (Hg.) (2005): *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag
- Apel, Karl-Otto; Vandavelde, Pol (1998): *Towards a transformation of philosophy*. Milwaukee: Marquette University Press
- Apffel-Marglin, Frédérique (1990): *Smallpox in Two Systems of Knowledge*. In: Apffel-Marglin, Frédérique; Marglin, Stephen (Hg.): *Dominating Knowledge. Development, Culture and Resistance*. Oxford, Clarendon. S 102–144.
- Appadurai, Arjun (1996): *Modernity at large. Cultural dimensions of globalization*. Minnesota: University of Minnesota Press.
- Auernheimer, Georg (Hg.) (2005): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität. Band 13 von Interkulturelle Studien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Back, K. W. (1996): *Communication Processes*. In: Corsini, Raymond J. (Hg.): *Concise encyclopedia of psychology*. New York: Wiley.
- Bateson, G.; Jackson, D. D. (1964): *Some varieties of pathogenic organization*. In: Rioch, D. M.; Weinstein, E. A. (Hg.): *Disorders of Communication*. Band 42, S. 270–283.
- Bierhoff, Hans-Werner (Hg.) (2006): *Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie*. Göttingen, Bern, Wien, Toronto, Seattle, Oxford, Prag: Hogrefe.
- Birowo, Mario Antonius; Hanitzsch, Thomas (2002): *Asiatische oder transkulturelle Perspektive?* In: Hepp, Andreas; Löffelholz, Martin (Hg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft (UTB)
- Böhm, Winfried (2005): *Wörterbuch der Pädagogik*. Stuttgart: Kröner.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Symbolic Power*. In: *Critique of Anthropology*, Band 4, S. 77–85. Online verfügbar unter <http://coa.sagepub.com>.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Rede und Antwort*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Broden, Anne (2003): *Einige Standards Interkultureller Pädagogik*. In: *Überblick. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen*. Jg. 9, H. 2, S. 9–11
- Broszinsky-Schwabe, Edith (2010): *Interkulturelle Kommunikation. Missverständnisse – Verständigung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Brunkhorst Hauke (1996): *Communication*. In: Outhwaite, William (Hg.): *The Blackwell dictionary of twentieth-century social thought*. Oxford: Blackwell, S. 95–96.
- Castro Varela, María do Mar (2004): *Nach-Denken zum Thema ‚Interkulturelle Standards‘*. In: *Überblick. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen*, Jg. 10., H. 1, S. 6–9.
- Castro Varela, María do Mar; Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Chambers, Robert (2007): *Ideas for development*. London, Sterling: Earthscan.

- Chambers, Robert; Pettit, Jethro (2004): Shifting power: to make a difference. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): Inclusive aid. Changing power and relationships in international development. London, Earthscan.
- Cleaver, Francis (2007): Institutions, Agency and the Limitations of Participatory Approaches to Development. In: Cooke, Bill; Kothari, Uma (Hg.): Participation. The new tyranny? London: Zed Books, S. 36–56.
- Cooke, Bill; Kothari, Uma (Hg.) (2007): Participation. The new tyranny? London: Zed Books.
- Corsini, Raymond J. (Hg.) (1996): Concise encyclopedia of psychology. New York, NY: Wiley.
- Demorgon, Jacques; Kordes, Hagen (2006): Multikultur, Transkultur, Leitkultur, Interkultur. In: Nicklas, Hans; Müller, Burkhard; Kordes, Hagen (Hg.): Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis. Frankfurt am Main: Campus, S. 27–36.
- Dissanayake, Wimal (1984): Why We Need Asian Theories of Communication. In: Media Asia, Jg. 13, H.1, S. 34–41.
- Dissanayake, Wimal (2003): Asian Approaches to Human Communication. In: Intercultural Communication Studies, H. XII-4, S. 17–38. Online verfügbar unter <http://www.uri.edu/iaics/content/2003v12n4/12%20Yoshitaka%20Miike%20%20Guo-Ming%20Chen.pdf>.
- Dissanayake, Wimal (2006): Postcolonial Theory and Asian Communication Theory. In: China Media Research, Jg. 2, H. 4, S. 4–8. Online verfügbar unter <http://www.chinamediaresearch.net>.
- Dissanayake, Wimal (2007): Nagarjuna and Modern Communication Theory. In: China Media Research, Jg. 3, H. 4, S. 34–41. Online verfügbar unter <http://www.chinamediaresearch.net>.
- Dodd, Carley H (1983): Dynamics of intercultural communication. Dubuque, Iowa: Wm.C. Brown.
- Easterly, William Russell (2006): Wir retten die Welt zu Tode. Für ein professionelleres Management im Kampf gegen die Armut. Frankfurt am Main: Campus.
- Edwards, Michael (1989): The Irlevance of Development Studies. In: Third World Quarterly, Band 11, H. 1, S. 116–135. Online verfügbar unter <http://www.jstor.org/stable/3992223>.
- Ernst, Peter (1997): Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft. Wien: Ed. Praesens.
- Escobar, Arturo (1988): Power and Visibility. Development and the Invention and Management of the Third World. In: Cultural Anthropology, Band. 3, H. 4, S. 428–443.
- Escobar, Arturo (1995): Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World. Princeton: Princeton University Press.
- Esteva, Gustavo (1992): Development. In: Sachs, Wolfgang (Hg.): The development dictionary. A guide to knowledge as power. London: Zed Books .
- Esteva, Gustavo; Prakash, Madhu Suri (1998): Beyond Development, What? In: Development in Practice, Band 8, H.3, S. 280–296.

- Eyben, Rosalind (2004): Who Owns a Poverty Reduction Strategy? A Case Study of Power, Instruments and Relationships in Bolivia. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): Inclusive aid. Changing power and relationships in international development. London: Earthscan, S. 57–76.
- Ferguson, James (1994): The Anti-Politics Machine. 'Development', 'Depoliticization' and Bureaucratic Power in Lesotho. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Finkelkraut, Alain (1989): Die Niederlage des Denkens. Reinbek: Rowohlt.
- Fiske, John (1982): Introduction to communication studies. Michigan: Methuen.
- Foucault, Michel (1997 [1969]): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1998 [1977]): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Foucault, Michel (2000 [1971]): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, Michel (2005a): Antwort auf eine Frage [1968]. In: Defert, Daniel; Ewald, Francois (Hg.): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 25–52.
- Foucault, Michel (2005b): Die Maschen der Macht [1976]. In: Defert, Daniel; Ewald, Francois (Hg.): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 220–240.
- Foucault, Michel (2005c): Gespräch mit Michel Foucault [1977]. In: Defert, Daniel; Ewald, Francois (Hg.): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 83–108.
- Foucault, Michel (2005d): Subjekt und Macht [1982]. In: Defert, Daniel; Ewald, Francois (Hg.): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 240–264.
- Frey, Lawrence R (1999): The handbook of group communication theory & research. Thousand Oaks, California: Sage.
- Frindte, Wolfgang (2001): Einführung in die Kommunikationspsychologie. Weinheim: Beltz
- Geertz, Clifford (1973): The interpretation of cultures. Selected essays. New York: Basic Books.
- Gelléri, Petra; Kanning Uwe Peter (2007): Kommunikation und Interaktion. In: Schuler, Heinz; Sonntag, Karlheinz; Bengel, Jürgen (Hg.): Handbuch der Arbeits- und Organisationspsychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 331–337.
- Giles H.; Wieman, J. M. (1992): Interpersonale Kommunikation. In: Stroebe, Wolfgang (Hg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung ; mit 17 Tabellen. 2., korrigierte Auflage Berlin: Springer.
- Glagow, Manfred: Die Nichtregierungsorganisationen in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. In: Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Bonn, S. 304–326.
- Gomes, Bea; Hanak, Irmi; Schicho Walter (2001): Interkulturelle Kommunikation und partnerschaftlicher Diskurs im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit. Ein Projekt-Bericht. In: Afrikanistik Universität Wien (Hg.): Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien, Jg. 1, H.1, S. 117–120.
- Groves, Leslie Christine (Hg.) (2004): Inclusive aid. Changing power and relationships

in international development. London: Earthscan.

Gudykunst, William B.; Kim, Young Yun (2003): *Communicating with Strangers. An Approach to Intercultural Communication*. New York: McGraw-Hill.

Gudykunst, William B.; Mody, Bella (Hg.) (2004): *Handbook of international and intercultural communication*. Thousand Oaks: Sage.

Gürses, Hakan (2003): Funktionen der Kultur. Zur Kritik des Kulturbegriffs. In: Nowotny, Stefan; Staudigl, Michael (Hg.): *Grenzen des Kulturkonzepts. Meta-Genealogien*. Wien: Verlag Turia + Kant., S. 13–34.

Gürses, Hakan (2009): Des Kaisers Tiere. Kann Interkulturalität Machtkritik sein? In: *kulturrisse - Zeitschrift für radikaldemokratische Kulturpolitik*, H. 1, S. 34–39.

Gürses, Hakan (2010): Kultur lernen: auf der Suche nach dem eigenen Ebenbild? Philosophische und politiktheoretische Überlegungen zur Kulturalität. In: *SWS-Rundschau - Zeitschrift der sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft*, Jg. 50, H. 3, S. 278–296.

Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. . In: Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas (Hg.): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 101–141.

Habermas, Jürgen (1988): *Theorie des kommunikativen Handelns*,. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas (Hg.) (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hailey, John (2007): Beyond the Formulaic. Process and Practice in South Asian NGOs. In: Cooke, Bill; Kothari, Uma (Hg.): *Participation. The new tyranny?* London: Zed Books, S. 88–102.

Hall, Edward Twitchell; Hall, Mildred Reed (1990): *Understanding cultural differences*. Yarmouth: Intercultural Press.

Hall, Stuart (2002): Die Zentralität von Kultur. In: Hepp, Andreas; Löffelholz, Martin (Hg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft (UTB), S. 95–118.

Hanafî, Sari; Tabar, Linda (2005): *The Emergence of a Palestinian Globalized Elite. Donors, International Organizations and Local NGOs*. Jerusalem: Institute of Jerusalem Studies & Muwatin.

Hartnack, Christine; Schreiner Karin (2008): Interkulturelle Kommunikation. In: Kreff, Fernand; Knoll Eva-Maria; Gingrich Andre (Hg.): *Handbuch Globalisierung. Anthropologische und sozialwissenschaftliche Zugänge zur Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hepp, Andreas; Löffelholz, Martin (2002): *Transkulturelle Kommunikation. Einführung in Grundlagentexte*. In: Hepp, Andreas; Löffelholz, Martin (Hg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft (UTB), S. 11–31.

Herder, Johann Gottfried (1774): *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*.

Heringer, Hans Jürgen (2004): *Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte*. Tübingen: Francke

- Hess-Lüttich, Ernest W. B.(2002): Interkulturelle Medienwissenschaft und Kulturkonflikt. In: Hepp, Löffelholz (Hg.): Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft (UTB), S. 67–95.
- Hieber, L. (Hg.) (1993): Utopie Wissenschaft. Ein Symposium an der Universität Hannover über die Chancen des Wissenschaftsbetriebs der Zukunft (21./22.November 1991). München, Wien: Profil.
- Hofstede, Geert (2003): Culture's consequences. Comparing values, behaviors, institutions and organizations across nations. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.
- Holtz, Uwe (2006): Die Rolle der Entwicklungspolitik im interkulturellen Dialog. In: Ihne, Hartmut; Wilhelm, Jürgen (Hg.): Einführung in die Entwicklungspolitik. Hamburg: Literaturverlag, S. 354–364.
- Honer, Anne (1994):Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten. In:Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, Jg.20, H.3, S.623-640. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-39274>, zuletzt geprüft am 15.6.2011.
- Hummelbrunner, Richard; Lukesch, Robert; Baumfeld, Leo (2002): Systemische Instrumente für die Regionalentwicklung: Studie im Auftrag des BKA.
- Hummelbrunner (2004): Evaluierung regionaler Projekte und Programme. Grundlagen und Alternativen aus systemischer Sicht. Graz, ÖAR-Regionalberatung. Online abrufbar unter http://www.leader-austria.at/leader/downloads/materialen-zu-regionalentwicklung-und-leader/dokumente/hummelbrunner_oeaar_evaluierung, zuletzt geprüft am 15.6.2011.
- Ihne, Hartmut; Wilhelm, Jürgen (Hg.) (2006): Einführung in die Entwicklungspolitik. Hamburg: Literatur Verlag.
- Inagaki, Nobuya (2007): Communicating the impact of communication for development. Recent trends in empirical research. Washington, DC: World Bank. Online verfügbar unter http://www-wds.worldbank.org/external/default/WDSCContentServer/WDSP/IB/2007/08/10/000310607_20070810123306/Rendered/PDF/405430Communic18082137167101PUBLIC1.pdf, zuletzt geprüft am 15.6.2011.
- Jablin, Fredric M.; Putnam, Linda L. (Hg.) (2004): The new handbook of organizational communication. Advances in theory, research, and methods. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.
- Jacobson, Thomas L.; Storey Douglas (2004): Development Communication and Participation: Applying Habermas to a Case Study of Population Programs in Nepal. In: Communication Theory, Band 14, H.2, S. 99-121.
- Jalali, Rita (2006): International Funding of NGOs in India: Bringing the State Back. Paper presented at the annual meeting of the American Sociological Association, Montreal Convention Center, Montreal, Quebec, Canada, Aug 11, 2006. Online verfügbar unter http://www.allacademic.com/meta/p_mla_apa_research_citation/1/0/4/7/8/pages104784/p104784-2.php, zuletzt geprüft am 07.05.2011.
- Jassey, Katja (2004): The Bureaucrat. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): Inclusive aid. Changing power and relationships in international development. London: Earthscan, S. 128–134.
- Kakande, Margaret (2004): The Donor-Government-Citizen Frame as Seen by a

- Government Participant. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): *Inclusive aid. Changing power and relationships in international development*. London: Earthscan, S. 87–97.
- Kalscheuer, Britta (2005): *Interkulturalität, Einleitung*. In: Allolio-Näcke, Lars (Hg.): *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz*. Frankfurt am Main: Campus, S. 221–227.
- Keller, Reiner (2008): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- KICS (2009): *Knowledge Swaraj: An Indian Manifesto on Science and Technology*. Hyderabad: KICS.
- Kluckhohn, Clyde; Kroeber, Alfred Louis (1952): *Culture: a critical review of concepts and definitions*. Harvard University: The Museum.
- Kneer, Georg; Nassehi, Armin (1993): *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung*. München: Fink.
- Krallmann, Dieter; Ziemann, Andreas (2001): *Grundkurs Kommunikationswissenschaft. Mit einem Hypertext-Vertiefungsprogramm im Internet*. München: Fink.
- Kreff, Fernand; Knoll Eva-Maria; Gingrich Andre (Hg.) (2008): *Handbuch Globalisierung. Anthropologische und sozialwissenschaftliche Zugänge zur Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Laclau, E.; Mouffe C. (2001): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics and Structure*. London: Verso.
- Layes, Gabriel (2005): *Kulturdimensionen*. In: Thomas, Alexander; Kinast, Eva-Ulrike; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation. 2. überarb. Auflage*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 60–74.
- Lee, Dorothy (1977): *Lineal and Nonlineal Codification of Reality*. In: Kollock, Peter; Brien, J. O. (Hg.): *The Production of Reality*. Thousand Oaks, Calif.: Pine-Forge Press, S. 101–111
- Loenhoff, Jens (2003): *Interkulturelle Kompetenz zwischen Person und System*. In: *Erwägen, Wissen, Ethik*, Jg. 14, H. 1, S. 192–194.
- Löffelholz, Martin (2000): *The Globalization of Communication. Approaches to a New Orientation in Communication and Media Studies*. In: *Jurnal Masalah-Masalah Sosial dan Politik*, Band 2, H. 13, S. 1–13.
- Löffelholz, Martin (2002): *Globalisierung und transkulturelle Krisenkommunikation*. In: Hepp, Andreas; Löffelholz, Martin (Hg.): *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft (UTB), S. 186–206.
- Luhmann, Niklas (2008): *Rechtssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Maletzke, Gerhard (1996): *Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mall, Ram Adhar (1998): *Das Konzept einer interkulturellen Philosophie*. In: *Polylog Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren*, H. 1, S. 5–12. Online verfügbar unter <http://them.polylog.org/1/fmr-de.htm>., zuletzt geprüft am 29.05.2011.
- Marsden, Ruth (2004): *Exploring Power and Relationships. A Perspective from Nepal*. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): *Inclusive aid. Changing power and relationships in*

- international development. London: Earthscan, S. 97–108.
- Matoba, Kazuma; Scheible, Daniel (2007): Interkulturelle und transkulturelle Kommunikation. Working Paper: International Society for Diversity Management e.V.. Online verfügbar unter http://www.idm-diversity.org/files/Working_paper3-Matoba-Scheible.pdf, zuletzt geprüft am 20. Mai 2011.
- Mayring, Philipp (2008): Qualitative Inhaltsanalyse Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel: Beltz.
- Mda, Zakes (1993): When people play people. Development communication through theatre. London: Witwatersrand: Zed Books.
- Mead, George H. (1934): Mind, Self, and Society. Chicago: University of Chicago Press.
- Mecheril, Paul (2008): "Kompetenzlosigkeitskompetenz". Pädagogisches Handeln unter Einwanderungsbedingungen. In: Auernheimer, Georg (Hg.): Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität. Band 13 von Interkulturelle Studien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15–34.
- Mefalopulos, Paolo (2008): Development communication sourcebook. Broadening the boundaries of communication. Washington D.C: World Bank.
- Mendoza, Walter; D'Souza, John (2002): The Long & Winding Road. From Structural Change to Structural Transformation. Mumbai: Centre for Education and Documentation.
- Merten, Klaus (1999): Grundlagen der Kommunikationswissenschaft. Münster: LIT.
- Mittelstraß, Jürgen (1993): Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität. In: Hieber, L. (Hg.): Utopie Wissenschaft. Ein Symposium an der Universität Hannover über die Chancen des Wissenschaftsbetriebs der Zukunft. München, Wien: Profil, S. 17–31.
- Mohanty, Bijaya Kumar (2005): The Growing role of Civil Society Organisations in Contemporary India: A Case Study of the Mazdoor Kisan Shakti Sangathan. Calcutta: Centre for Studies in Social Sciences.
- Moosmüller, Alois (1996): Interkulturelle Kompetenz und interkulturelle Kenntnisse. Überlegungen zu Ziel und Inhalt im auslandsvorbereitenden Training. In: Roth, Klaus (Hg.): Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. Münster/München/New York: Waxmann, S. 271–298.
- Nakane, Ikuko (2007): Silence in intercultural communication. Perceptions and performance. Amsterdam: Benjamins.
- Nanda, Meera (1999): Who needs Post-Development? Discourses of Difference. Green Revolution and Agrarian Populism in India. In: Journal of Developing Societies, Band 15, Heft 1, S. 5–31.
- Nicklas, Hans; Müller, Burkhard; Kordes, Hagen (Hg.) (2006): Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis. Frankfurt am Main: Campus.
- Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Bonn.
- Nowotny, Stefan; Staudigl, Michael (Hg.) (2003): Grenzen des Kulturkonzepts. Meta-Genealogien. Wien: Verlag Turia + Kant:
- Nuscheler, Franz (2004): Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik. [eine

- grundlegende Einführung in die zentralen entwicklungspolitischen Themenfelder Globalisierung, Staatsversagen, Hunger, Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt]. 5. völlig neu bearb. Auflage. Bonn: Dietz.
- Nustad, Knut G. (2001): Development: The devil we know. In: *Third World Quarterly*, Band 22, Heft 4, S. 479–489.
- Outhwaite, William (Hg.) (1996): *The Blackwell dictionary of twentieth-century social thought*. Oxford: Blackwell.
- Owusu, Charles (2004): An International NGO's staff reflection on power, procedures and relationships. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): *Inclusive aid. Changing power and relationships in international development*. London: Earthscan, S. 109–124.
- Pearce, Jenny; Eade, Deborah (2000): *Development, NGOs, and civil society. Selected essays from Development in practice*. Oxford: Oxfam.
- Pieterse, Jan Nederveen (2000): After Post-Development. In: *Third World Quarterly*, Jg. 21, H. 2, S. 175–191.
- Raffer, Kunibert; Singer, Hans W. (2001): *The Economic North-South divide. Six Decades of unequal Development*. Cheltenham: Elgar.
- Rao, Vijayendra; Walton, Michael (Hg.) (2004): *Culture and public action*. Stanford, California: Stanford Social Sciences.
- Rahnema, Majid (1997a): Towards Post-Development. Searching for Sign Posts, a New Language and New Paradigms. In: Rahnema, Majid (Hg.): *The Post-development Reader*. London: Zed Books, S. 377–403.
- Rahnema, Majid (1997b): Development and the People's Immune System. Another Variety of AIDS. In: Rahnema, Majid (Hg.): *The Post-development Reader*. London: Zed Books, S. 111–129.
- Rathje, Stefanie (2006): Interkulturelle Kompetenz—Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, Jg. 11, H. 3, S. 21.
- Reddi, Usha V. (1985): Communication theory: An indian perspective. In: AMIC-Thammasat University Symposium on Mass Communication Theory. the Asian Perspective. Bangkok .
- Rogers, Everett M.; Kincaid D. Laurence (1981): *Communication Networks Toward a New Paradigm for Research*. New York: Free Press.
- Roth, Klaus (Hg.) (1996): *Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation*. Münster/München/New York: Waxmann.
- Rottenburg, Richard (2002): *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*. Stuttgart: Lucius & Lucius
- Sachs, Wolfgang (1992): Introduction. In: Sachs, Wolfgang (Hg.): *The development dictionary. A guide to knowledge as power*. London: Zed Books, S. 1–5.
- Schade, Jeanette (2002): *Zivilgesellschaft - eine vielschichtige Debatte*. INEF-Report Nummer 59. Duisburg.
- Schalk, Helge (1997/1998): Diskurs. Zwischen Allerweltswort und philosophischem Begriff. In: *Archiv für Begriffsgeschichte*, Band 40, S. 56–104.

- Schuler, Heinz; Sonntag, Karlheinz; Bengel, Jürgen (Hg.) (2007): Handbuch der Arbeits- und Organisationspsychologie. Göttingen: Hogrefe
- Schulz von Thun, Friedemann (2006): Miteinander reden: 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag
- Sen, Amartya (2004): How does Culture matter? In: Rao, Vijayendra; Walton, Michael (Hg.): Culture and public action. Stanford, Calif: Stanford Social Sciences, S. 37–59.
- Shiva, Vandana (1992): Resources. In: Sachs, Wolfgang (Hg.): The development dictionary. A guide to knowledge as power. London: Zed Books, S. 206–218.
- Sooryamoorthy, R.; Gangrade, K. D. (2001): NGOs in India. A cross-sectional study. Westport Conn.: Greenwood Press
- Steixner, Margret (2007): Lernraum Interkultur. von interkultureller Erfahrung zu interkultureller Kompetenz. Potentiale und Relevanz des interkulturellen Coachings am Beispiel von Fachkräften in der Entwicklungszusammenarbeit. Innsbruck: Verlag für Bildungswissenschaften der Leopold-Franzens-Universität.
- Stroebe, Wolfgang (Hg.) (1992): Sozialpsychologie. Eine Einführung ; mit 17 Tabellen. 2., korrigierte Auflage Berlin: Springer (Springer-Lehrbuch).
- Strohner, Hans (2006): Kommunikation: kognitive Grundlagen und praktische Anwendungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thayer, Lee; Barnett, George A (1997): Organization Communication: Emerging Perspectives. Norwood, NJ: Ablex Publ. Corp.
- Thomas, Alexander (2005): Kultur und Kulturstandards. In: Thomas, Alexander; Kinast, Eva-Ulrike; Schroll-Machl, Sylvia (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation. 2., überarb. Auflage Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 19–74.
- Trompenaars, Fons (1993): Handbuch Globales Managen. Wie man kulturelle Unterschiede im Geschäftsleben versteht. Düsseldorf/Wien/New York/Moskau: Econ.
- Vincent, Fernand (1993): Manual of practical management. For Third World rural development associations. London: Intermediate Technology Publications on behalf of IRED.
- Völker, Harald (2003): Von der Interdisziplinarität zur Transdisziplinarität? In: Brand, Frank; Schaller, Franz; Völker, Harald (Hg.): Transdisziplinarität. Bestandsaufnahme und Perspektiven; Beiträge zur THESIS-Arbeitstagung im Oktober 2003 in Göttingen. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, S. 9-29.
- Watzlawick, Paul; Beavin, Janet H.; Jackson, Don D. (1969): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern: Huber.
- Weber, Max (1982): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: UTB.
- Weiner, Myron (1962): The Struggle for Equality in India. In: Foreign Affairs - Council on Foreign Relations, Jg. 40, H. 4, S. 644–652. Online verfügbar unter <http://www.jstor.org/stable/20029587>.
- Welsch, Wolfgang (1992): Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen. In: Information Philosophie, Jg. 1992, H.2. Claudia Moser Verlag, Lörrach.
- Welsch, Wolfgang (1994): Transkulturalität. Die veränderte Verfassung heutiger Kulturen. In: Europäisches Kultur- und Informationszentrum in Thüringen (Hg.): Via

Regia – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation. Jg.1994/H.20. Thüringen: Via Regia. Online abrufbar unter http://www.via-regia.org/bibliothek/pdf/heft20/welsch_transkulti.pdf, zuletzt geprüft am 15. Juni 2011.

Welsch, Wolfgang (1995): Transkulturalität. Zur veränderten Verfaßtheit heutiger Kulturen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch, Jg. 45, S. 1–5, zuerst veröffentlicht: http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf, zuletzt geprüft am 20. Mai 2011.

Win, Everjoice (2004): If It Doesn't Fit On The Blue Square, It's Out. In: Groves, Leslie Christine (Hg.): Inclusive aid. Changing power and relationships in international development. London: Earthscan, S. 123–128.

Young, Robert E (1996): Intercultural communication. Pragmatics, genealogy, deconstruction. Clevedon: Multilingual Matters.

Zaharna, R. S. (2004): Asymmetry of Cultural Styles and the Unintended Consequences of Crisis Public Democracy. In: Slavik, Hannah (Hg.): Intercultural communication and diplomacy. Malta, Geneva: DiploFoundation, S. 133–157.

Ziai, Aram (2002): Zur Ordnung und Transformation des Entwicklungsdiskurses. Beitrag zur Konferenz "PostModerne DeKonstruktionen". Herausgegeben von Gradnet.de. Online verfügbar unter Beitrag zur Konferenz "PostModerne DeKonstruktionen".

Ziai, Aram (2004): The ambivalence of Post-Development: Between reactionary populism and radical democracy. In: Third World Quarterly, Band 25, Heft6, S. 1045–1060.

Ziai, Aram (2006): Zwischen Global Governance und Post-Development. Entwicklungspolitik aus diskursanalytischer Perspektive. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Internetressourcen

AccountAid (2010): Handbook May 2010. Online verfügbar unter <http://www.smashwords.com/books/download/20617/1/latest/0/0/accountable-handbook-on-fcra-part-i.pdf>, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

ADB (2009): Overview of Civil Society Institutions India. Online verfügbar unter <http://www.adb.org/Documents/Reports/Civil-Society-Briefs/IND/CSB-IND.pdf>, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Auernheimer, Georg (2005): interkulturelle kommunikation vierdimensional betrachtet. Online verfügbar unter <http://www.uni-koeln.de/ew-fak/paedagogik/interkulturelle/publikationen/muenchen.html>, zuletzt aktualisiert am 2.03.2005, zuletzt geprüft am 20.05.2010.

Beavin Bavelas, Janet (1992): Research into the Pragmatics of Human Communication. Online verfügbar unter <http://web.uvic.ca/psyc/bavelas/1992pragmat.pdf>, zuletzt geprüft am 07.05.2009.

Bierschenk, Thomas (2003): Rezension: Richard Rottenburg, Weit hergeholte Fakten. Besprechung von Thomas Bierschenk für Paideuma. Herausgegeben von Institut für Ethnologie und Afrikastudien. Universität Mainz. Online verfügbar unter <http://www.ifeas.uni-mainz.de/zeitschriften/RottenburgPaideuma.pdf>, zuletzt geprüft am 15. November 2010.

Caritas Internationalis: Internetpräsenz. Online verfügbar unter www.caritas.org, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Centre for Education and Documentation: Internetpräsenz. Online verfügbar unter <http://www.doccentre.net/index.php>, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Centre for Social Action: Internetpräsenz. Online verfügbar unter <http://csamumbai.blogspot.com/2009/10/down-action-packed-csa-memory-lane-fr.html>, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Centre for World Solidarity: Internetpräsenz. Online verfügbar unter www.cswy.org, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Dalits.org: Internetpräsenz. Online verfügbar unter <http://www.dalits.org/>, zuletzt geprüft am 20.05.2011

EuropeAid - European Commission: Practical Guide 2010. Online verfügbar unter http://ec.europa.eu/europeaid/work/procedures/implementation/practical_guide/index_en.htm, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

EuropeAid - European Commission: Funding. Online verfügbar unter http://ec.europa.eu/europeaid/work/funding/index_en.htm, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Friedrich Ebert Stiftung: Panchayats: <http://library.fes.de/fulltext/iez/00650006a.htm>, zuletzt geprüft am: 20.Mai 2011

Fundsforngos.org: Proposal Writing Simplified for NGOs in Developing Countries: A Short Guide. Online verfügbar unter www.fundsforngos.org, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Justassociates.org: JASS. Online verfügbar unter <http://www.justassociates.org/bio.htm>, zuletzt geprüft am 20. 05. 2011.

Österreichische EU-Plattform: EU Entwicklungszusammenarbeit verstehen. Die EZA der Europäischen Gemeinschaft Institutionen - Strukturen - Prozesse. Online verfügbar unter http://doku.cac.at/broschure2_endscreen.pdf, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

SECO Schweizer Staatssekretariat für Wirtschaft: Logical Framework User Manual. Online verfügbar unter <http://www.seco-cooperation.admin.ch/themen/entwicklung/00513/?lang=de>, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

TD-Net: Über transdisziplinäre Forschung. Online verfügbar unter <http://www.transdisciplinarity.ch/d/Transdisciplinarity/>, zuletzt geprüft am 15.6.2011.

Sticker Georg (2005): There is no shortcut to development. Projektmanagement – Theorie und Praxis Erfahrungen in Ostafrika. Online verfügbar unter http://www.goinginternational.org/pdf/Sticker_d.pdf, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Trialog: Funding for Development and Relief (FDR) Working Group -- EC funding. Online verfügbar unter <http://www.trialog.or.at/images/doku/fdr-partnership-fair.pdf>, zuletzt geprüft am 15.12.2010.

Welsch, Wolfgang (2009): Was ist eigentlich Transkulturalität? Herausgegeben von der Friedrich-Schiller-Universität. Online verfügbar unter <http://www2.uni-jena.de/welsch/tk-1.pdf>, zuletzt geprüft am 20.12.2010.

World Bank Group (2007): World Bank Document. Online verfügbar unter http://www-wds.worldbank.org/external/default/WDSContentServer/WDSP/IB/2007/08/10/000310607_20070810123306/Rendered/PDF/405430Communic18082137167101PUBLIC1.pdf, zuletzt aktualisiert am 13.07.2007, zuletzt geprüft am 07.05.2011.

Worldbank et al. (2007): The Rome Consensus. Communication for Development. Unter Mitarbeit von World Bank und TeilnehmerInnen des World Congress on Development Communication. Online verfügbar unter http://www.uneca.org/africanmedia/documents/Recommendations_Rome_Consensus.pdf, zuletzt geprüft am 20. Mai 2010.

E-Mail-Stellungnahme

Kerl, Stefan (2011) arbeitet seit 14 Jahren in der entwicklungspolitischen Informations- und Kampagnenarbeit. Derzeit ist er Kampagnen-Bereichsleiter in der Organisation Südwind und mit der Antragsstellung bei Gebern, sowie den Rahmenbedingungen für Kommunikation aus einer österreichischen Perspektive vertraut.

Interviews durchgeführt von Rosmarie Grasgruber im Januar 2010 mit

Frater Rocky Banz, Direktor a.D., CSA/Caritas Mumbai : Kommunikationsprozesse zwischen NGOs in Indien und Geberorganisationen im Westen. Ort: Mumbai

Mr. John D'Souza, Direktor CED, Thema: Kommunikationsprozesse zwischen NGOs in Indien und Geberorganisationen im Westen. Ort: Mumbai

Frater Elias Gonsalves, Direktor CSA/Caritas Mumbai: Kommunikationsprozesse zwischen NGOs in Indien und Geberorganisationen im Westen. Ort: Mumbai

Mr. Bhupendra Madhiwalla, Founder of Self Help Aid and Empowerment Trust: Thema: Entwicklungsarbeit in Indien. Ort: Mumbai

Mr. M.V.Sastri aka Siddhartha, Ehrenvorsitzender und Mitbegründer CWS: Zivilgesellschaft in Indien. Kommunikationsprozesse zwischen NGOs in Indien und Geberorganisationen im Westen. Ort: Hyderabad

23 Zusammenfassung

In den letzten Jahren wurden zahlreiche kritische Publikationen zur so genannten ‚Entwicklungshilfe‘ respektive zur aktuellen Praxis der Entwicklungszusammenarbeit (EZA) auf den Markt gebracht. Dabei werden meist die historisch gewachsenen Asymmetrien in der Machtverteilung kritisiert. Einige AutorInnen beziehen sich u.a. auf Kommunikationsprozesse innerhalb der Entwicklungszusammenarbeit, um dieses Machtgefälle zu illustrieren. So auch einige AutorInnen der Post-Development-Theorie (PD). Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich daher mit der Wahrnehmung von Kommunikationsprozessen in der Entwicklungsprojektfinanzierung aus Empfängerperspektive. Eine zentrale Frage dieser transdisziplinären Arbeit ist jene nach den Bedürfnissen indischer Nichtregierungsorganisationen in der Kommunikation mit westlichen Geberorganisationen. Außerdem wird untersucht, inwiefern Kommunikationsprozesse in *Development Communication* behandelt werden. Als Grundlage werden im Theorieteil die gängigsten Kommunikationsmodelle und verschiedene Kulturdefinitionen vorgestellt. Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit liegt auf den Unterschieden zwischen transkulturellen und interkulturellen Kommunikationstheorien und der Frage nach ihrem jeweiligen Analysepotenzial für Kommunikationsprozesse in der EZA. Neben der theoretischen Auseinandersetzung mit trans- und interkulturellen Konzepten werden die beiden Ansätze im empirischen Teil gegenübergestellt. Dafür werden die mit NGO-Vertretern in Indien geführten Interviews und praxisrelevante Literatur anhand der Kulturdimensionen: ‚Machtdistanz‘, ‚individualistische versus kollektivistische Identität‘, ‚Schriftlichkeit und Mündlichkeit‘ und ‚Zeitmanagement‘ aus inter- und transkultureller Perspektive analysiert. Es handelt sich dabei um eine qualitative Inhaltsanalyse. Die explorativen Interviews gaben den Interviewpartnern die Möglichkeit die für sie relevanten Themen zu setzen. Sie zeigten deutlich, dass sich ungleiche Machtverhältnisse, welche sich aus einer Geber- bzw. Empfängerposition ergeben, in Kommunikationsprozessen widerspiegeln. Das aktuelle Prozedere der Entwicklungsprojektfinanzierung wird in den untersuchten Empfängerorganisationen als problematisch wahrgenommen. Um an Mittel zu kommen, müssen die Interessen der Geldgeber stark berücksichtigt werden, was auf *Wording* und Aktivitäten der NGOs Einfluss nimmt. Am unproblematischsten wird Kommunikation von den AkteurInnen wahrgenommen, deren *funding relationship* mit den Gebern schon über einen langen Zeitraum besteht. Alle Interviewpartner plädieren für engere, stabile

Beziehungen, die auf Sensibilität, Respekt, Vertrauen und Langfristigkeit beruhen. Die an Bedeutung gewinnende aktuelle Praxis einer entpersonalisierten, rein schriftlichen Kommunikation führt zu einer Bevorzugung jener Anträge, die professionell und formal korrekt geschrieben wurden. Diese sagen jedoch nicht genug über die Qualität der praktischen Arbeit der AntragstellerInnen aus. Dieses Prozedere ist sozial selektiv und für die Organisationen ressourcentechnisch enorm belastend.

Die Einflussnahme der Geldgeber kann durch eine an Foucault orientierte Diskursanalyse gezeigt werden. Auf ihn bezieht man sich auch in den PD - Theorien, welchen sich der letzte Teil der Arbeit widmet. Aram Ziai differenziert innerhalb der PD zwischen einem skeptischen und einem populistischen Ansatz. Der populistische Ansatz zeichnet sich durch ein statisches und wertendes Verständnis von Kultur aus und unterscheidet dichotom zwischen „dem Westen“ und „dem Osten“. Der skeptische Ansatz folgt einem konstruktivistischen Kulturbegriff. Wie in der vorliegenden Arbeit dargestellt wird, unterscheidet sich die transkulturelle von der interkulturellen Perspektive vor allem hinsichtlich ihres Kulturverständnisses. Eine transkulturelle Perspektive legt das Erkenntnisinteresse vor allem auf durch mediale Konnektivitäten entstehende neue Kulturräume, wofür die EZA exemplarisch ist. Daher wird eine EZA-Kultur postuliert. Außerdem erlaubt die transkulturelle Perspektive eine vertikale Differenzierung von Gesellschaft, die sich nicht an territorialen, sondern an sozialen Grenzen orientiert. Aus dieser Perspektive kann man die territoriale Bindung kultureller Attribute an die westliche Hemisphäre in einer sich globalisierenden Welt vernachlässigen. Ein transkulturelles Kulturverständnis hätte insbesondere aufgrund der politischen Relevanz des akademischen Diskurses von Post-Development-Theorien analytisches Potenzial, und würde die Heterogenität des ‚Westens‘ mitsamt seiner Zentren und Peripherien genauso wenig ignorieren wie jene von so genannten ‚Entwicklungsländern‘.

Abstract

In recent years numerous critical publications on so-called “development aid” respectively the current practice of development cooperation have been published. The criticism often concerns the historically based asymmetries in the distribution of power. To illustrate this power gap some authors – among them Post-Development-scholars (PD) – refer inter alia to communication processes in development cooperation. Therefore the present master thesis deals with the perception of communication processes in development- project-funding from a recipients’ perspective. A pivotal question of this transdisciplinary thesis asks for the needs of Indian NGOs in communication with western donors. Furthermore the thesis explores ways in which communication processes are dealt with in *Development Communication*. The most prevalent communication models and several definitions of culture are presented in the first part as a theoretical foundation.

A further emphasis of this thesis is on the differences between transcultural and intercultural communication theories. Their respective potential for the analysis of communication processes in development cooperation has been explored.

The empirical part features interviews conducted by the author with NGO-representatives in India, which are analyzed according to the following cultural dimensions: ‘power distance’, ‘individualistic versus collectivistic identity’, ‘speech and writing’ and ‘time management’ from an intercultural as well as from a transcultural perspective. The discussed cultural dimensions have been chosen according to the subject areas mentioned in the interviews. An explorative and qualitative method allowed for the openness to let the interview partners set the relevant topics.

The issue of power relations in the donor-recipient structures is of crucial relevance. The interviews have shown that unequal power relations, which result from a donor-respectively receiver-position, are reflected in communication processes. The current procedure of development project funding is perceived as problematic by the reviewed organizations. In order to receive funds, it is necessary to consider the interests of donors, which have an impact on *wording* and activities of NGOs. Written communication is in fact gaining importance in development project funding, but these current non-personal application procedures are socially selective and tremendously straining for most organizations, especially when NGOs have scarce resources. They lead to preferential treatment of project proposals, that are professional and formally

correct. This criteria, however, does not sufficiently reveal the actual quality of the organizations work in the field. Therefore all interview partners recommend close, stable, trusting and respectful relationships on a long term basis.

Communication relations and power relations in development cooperation are interdependent, that can be shown by a Foucault-oriented discourse analysis. The exertion of power is also referred to in Post-Development-Theories, that are reflected in the last part of this research. Aram Ziai sees a critical potential in the sceptical approach of PD, that he distinguishes from a populist approach. The latter can be characterized by a static and judging understanding of culture. It dichotomously differentiates between „west“ and „east“. The sceptical approach follows a constructivist concept of culture. Similarly, in transcultural and intercultural theory, it is the difference in the perception of culture which tells the two approaches apart. The focus of transcultural theory is on the formation of new cultural spaces, which arise out of media connectivities. Since development cooperation is characteristic for this phenomenon, a culture of development cooperation is postulated by the author. Furthermore, a transcultural perspective allows a vertical differentiation of society, which is not based on territorial but social boundaries. From this perspective it is possible to disregard the territorial linking of cultural attributes to the western or eastern hemisphere in a globalizing world. The author suggests that a transcultural understanding of culture has analytical potential for the sceptical approach and is in particular important to take into account, because the academic PD-discourse is of political relevance. Such a perspective does not ignore the heterogeneity of the west, including its centres and peripheries, nor the one of so-called developing countries.

Curriculum Vitae

Rosmarie Grasgruber

Jägerstraße 24/22
1200 Wien
romy.grasgruber@gmail.com

Persönliche Informationen

Geburtsdatum: 12.04.1984
Geburtsort: Graz
Staatsbürgerschaft: Österreich

Akademische Ausbildung

2/2007-7/2007: Auslandssemester am Institut Universitaire d'Études du Développement/ Genf

Seit 10/2006: Wahlfachmodul Deutsch als Fremd- und Zweitsprache/Universität Wien

Seit 10/2004: Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung

10/2002-10/2004: Studium der Psychologie/Karl Franzens Universität Graz

Erfahrung im wissenschaftlichen Bereich

12/2009-1/2010: Forschungsaufenthalt in Mumbai

10/2009-6/2010: Tutorium der Lehrveranstaltung "Inter- and transdisciplinary approaches to analysing and intervening into local systems"/Prof. Dr. Simron Singh

7/2005–10/2005: Mitarbeit an einer Studie über Non Governmental Development Organizations auf Malta

Tätigkeiten neben dem Studium

Seit 6/2011: Mitglied im Vorstand von SOS Mitmensch

Seit 3/2011: DaF/DaZ-Trainerin an der Deutschakademie/Wien

6/2009-6/2010: Aktivitäten im Rahmen der Initiative Lichterkette¹¹

5/2009: Initiation u. Organisation der Lichterkette gegen Gewalt u. Rassismus 2009

8/2008-10/2008: DaF/DaZ-Trainerin an der Ecole Varadi in Genf

6/2008-8/2008: Delegation Manager für People to People Ambassador Programs

6/2007-10/2007: DaF/DaZ-Trainerin an der Ecole Varadi

7/2006-10/2006: Praktikum bei der NGO Eurocircle in Marseille

10/2005–6/2006: Lehrerin für DaF/DaZ beim Verein für Integratives Lernen

7/2005-10/2005: Praktikum bei der NGDO KOPIN auf Malta

Sprachen: Deutsch: Muttersprache; Englisch: fließend; Französisch: gut

¹¹ Siehe dazu: <http://www.lichterkette.cc>